Band 952 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Dr. Sensenmann

Band 952 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2200 / Niederlande f 2,30 / Spanien P 275





Dr. Sensenmann

John Sinclair Nr. 952

von Jason Dark

erschienen am 01.10.1996

Titelbild von Monica Pasamon

Sinclair Crew

Dr. Sensenmann

Es war die letzte Nacht - die letzte Nacht vor der Entlassung aus dem Zuchthaus. Eigentlich hätte sich Mickey Ferrano darüber freuen müssen, wie jeder andere Gefangene auch, doch bei ihm war es anders. Er freute sich nicht, er wollte aber auch nicht in der Zelle bleiben. Er wußte überhaupt nicht, was er tun sollte. All seine Pläne, die er sich in den sieben langen Jahren ausgedacht hatte, schienen sich in Schall und Rauch aufgelöst zu haben.

Es gab nur noch eines, was ihn beherrschte: die Angst. Die kalte, nackte Angst, und das war Mickey Ferrano auch anzusehen. Er hockte auf der Pritsche, starrte ins Leere und wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

Die Zellenkollegen waren froh, ihn bald nicht mehr in ihrer Nähe zu wissen, denn er galt als gewalttätig. Er setzte seine Wünsche brutal durch, ohne irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Sogar die Wärter faßten ihn mit Samthandschuhen an.

Das war die eine Seite, es gab auch noch eine andere, und die kehrte immer dann zurück, wenn es dunkel wurde, der Tag sich zurückzog und der Nacht Platz schaffte.

Wie auch heute, wie auch immer, wie auch an seinem letzten Abend in der Zelle.

Um 22 Uhr wurde automatisch das Licht gelöscht. Wer es dann heller haben wollte, mußte sich auf den schwachen Schein einer Kerze verlassen, wasviele Gefangene auch taten, doch Mickey zumeist nicht.

Ob es hell war oder er in der Dunkelheit auf seinem Bett lag, immer wieder kamen die verdammten Gedanken, die wie Verfolger waren und ihn einfach nicht in Ruhe ließen.

Gedanken der Angst, die bei ihm tatsächlich eine Furcht vor der Zukunft hinterließen.

Im Knast war er nicht sicher gewesen, draußen würde er es auch nicht sein. Da würde der Verfolger sogar zuschlagen können, ohne Zeugen zu hinterlassen, und mit diesem Gedanken hatte sich Ferrano oft genug in den letzten Monaten beschäftigt. Er war sogar so brennend und stark geworden, daß er sich vor gut vier Wochen an den Direktor des Zuchthauses gewandt und ihm von seinen Problemen berichtet hatte.

Der Mann hatte ihm ruhig zugehört, sich Notizen gemacht und sich auch seine Bitte angehört, sich doch an die Polizei zu wenden, um für den nötigen Schutz zu sorgen.

Den hatte er allerdings nicht bekommen. Er war Ferrano auch nicht zugesichert worden. Statt dessen hatten sie ihm den Knast-Psychologen geschickt, damit dieser sich seine Ängste anhörte und eventuell etwas dagegen tat.

Der Mann wollte ihm nicht glauben. Er tat zwar so, aber innerlich fühlte sich Mickey von ihm ausgelacht, so daß er ihn schließlich der Zelle verwiesen hatte.

Mickey war es schließlich gelungen, den Direktor zu sprechen und ihn auf seine Probleme hinzuweisen. Bei diesem zweiten Gespräch hatte der Mann nur die Schultern gehoben, allerdings versprochen, die Meldung weiterzuleiten.

Ob er dies tatsächlich getan hatte, wußte Ferrano nicht. Er glaubte nicht daran, denn die Zivilen steckten allesamt unter einer Decke, und in ihrer Ablehnung gegenüber den Knastologen waren sie sich ziemlich einig.

So war er wieder allein mit seiner Angst. Mit der Gestalt, die nur in der Nacht erschien. Er konnte sich ihr nicht entziehen. Sie war so

etwas von schrecklich, daß er eine Beschreibung einem fremden Menschen nicht zumuten konnte. Deshalb hatte er auch bei dem Direktor und dem Psychologen geschwiegen und nur von einer monströsen Bedrohung aus einer anderen Welt gesprochen, was natürlich keiner begreifen konnte, der das nicht durchgemacht hatte. Er konnte den Typen nicht mal einen Vorwurf machen.

Noch brannte die Lampe unter der Decke, als wollte sie ihm Gelegenheit geben, sich in der Zelle ein letztes Mal umzuschauen. Einen Raum, den er sich in den langen Jahren recht persönlich eingerichtet hatte. So besaß er ein Radio, Zeitschriften, Bilder nackter Mädchen an den Wänden, und er hatte sich sogar zwei Topfblumen besorgt, die nahe des Fensters standen.

Draußen lauerte schon die Dunkelheit, die so vieles verbarg, auch den Grund seiner Angst.

Unwillkürlich schaute er zum Fenster hin, sah dort die Gitter, die dicke Scheibe und dahinter die beinahe dunkelblau erscheinende Nacht. Sie lag da wie ein bewegungsloses Ungeheuer, das seinen Rachen weit geöffnet hatte, um das Grauen auszuspeien.

Würde es wieder zu ihm kommen?

Sicher. Eine dumme Frage. Warum sollte es sich in der letzten Nacht anders verhalten als in all den Nächten zuvor. Es würde sich wieder heranschleichen und genießen, wie die Angst des einsamen Insassen weiter wuchs.

Mickey Ferrano schüttelte sich bei dem Gedanken an das grinsende Maul, und er fing dabei an zu zittern. Er merkte, wie er sich selbst in Rage brachte und das Gefühl hatte, schreien zu müssen. Trotzdem blieb es in seiner verdammten Zelle still.

In seiner ja, in den anderen nicht. Er hörte aus der Nachbarzelle das scharfe Lachen des Doppelmörders, der seine Frau und seine Geliebte umgebracht hatte, um Ruhe vor den Weibern zu haben, wie er immer wiederholte. Jetzt hatte er Ruhe bis zu seinem Lebensende, wahrscheinlich würde er in seiner Zelle das Leben aushauchen oder in der Psychatrie, in die man den Mann bereits dreimal gesteckt hatte.

Fluchen vernahm er auch. Das war der russische Dealer, der erst kürzlich verurteilt worden war. Drei Jahre mußte er sitzen, aber besser hier als in seiner Heimat, wo die Gefängnisse nur stinkende Rattenlöcher waren.

Es war wie immer. Wie jeden Abend. Nur nicht ganz so schlimm wie bei Vollmond. Da drehten regelmäßig ein paar der Insassen durch.

Mickey hörte die Wärter. Sie waren auf ihrem letzten Kontrollgang, und er würde für Mickey wie immer gleich verlaufen.

Die Klappe an der Tür öffnen, der prüfende Blick in die Zelle, mal einen Gutenachtgruß, wenn der Wärter gute Laune hatte, ansonsten schlug er die Klappe zu und verschwand meist wortlos. Nach diesem

letzten Gang wurde das Licht gelöscht.
Mickey Ferrano wußte Bescheid. An diesem Abend würde ein Wärter namens Spencer einen letzten Blick in seine Zelle werfen. Er gehörte zu denen, die sich hin und wieder menschlich benahmen, falls es zu Hause keinen Ärger mit der Frau gegeben hatte. Auch davon wußte Mickey, und er drehte den Kopf, als er das Geräusch an der Tür hörte.
Rumms! machte es.
Ferrano drehte den Kopf nach links und schaute in das Gesicht des Mannes, dessen Bart immer grauer wurde. Spencer grinste ihn an. »Wie fühlst du dich, Ferrano?«
»Wie schon?«
»Morgen kommst du raus.«
»Ich weiß.«
»Und?«
»Was und?«
»Bist du nicht irre aufgeregt? Nicht jappig darauf, mal wieder ein Weib zu bekommen? Ich sage dir was. Die Frauen sind in den letzten Jahren noch schärfer geworden.«
»Juckt mich nicht.«
»Schade. Ich dachte, ich hätte dir eine Information zukommen lassen können.«
»Ist schon gut.« Mickey winkte ab.
Spencer akzeptierte, daß der Mann nicht mehr sprechen wollte - und er sagte: »Jedenfalls wünsche ich dir alles Gute.«
Rumms! Da war die Klappe wieder zu, und Ferrano wußte, daß bald die Dunkelheit kommen würde.
Er zog sich nicht weiter aus. Das graue Unterhemd behielt er ebenso an wie die Jogginghose. Nur die Schuhe hatte er abgestreift, als er sich hinlegte. Auf dem Rücken blieb er liegen wie immer, und die Hände hatte er hinter dem Kopf zusammengelegt. Eine typische Geste und Lage für einen Gefangenen, da machte auch Ferrano keine Ausnahme. So hatte er jahrelang gelegen, und dabei war ihm vieles durch den Kopf gegangen, auch seine Tat.
Er war schuldig, aber er fühlte sich nicht schuldig. Er hatte jemanden zur Hölle geschickt, der es nicht anders verdient hatte. Dieser Meinung war er auch heute noch. Daran hatten die langen Jahre in der Zelle nichts ändern können.
Wenn es nach dem Ankläger gegangen wäre, hätte er noch länger eingesessen, aber sein Verteidiger hatte ihm durch sein Verhandlungsgeschick weitere Jahre erspart.
Doch das war nicht der einzige Grund.
Am nächsten Tag würde er also entlassen werden. Er wußte, daß einige Männer darauf warteten, doch ihn hatte die Angst mürbe gemacht.

Sie würde kommen. In der Nacht. Noch vor seiner Entlassung, das stand fest.

Noch brannte das Licht. Noch konnte er sich ein wenig besser fühlen, aber in schätzungsweise einer Minute würde es dunkel werden. Sein Bett stand so, daß er das Fenster unter Kontrolle halten konnte und liegend direkt gegen die Scheibe schaute.

Es war nicht einmal eine volle Minute vergangen, als es in der Zelle finster wurde. Wie immer hatte Ferrano das Gefühl, ein Tuch vor das Gesicht gepreßt zu bekommen. Es dauerte eine Weile bis er die neuen Lichtverhältnisse verdaut hatte, und sein Blick klammerte sich an den Strahl des Suchscheinwerfers, der regelmäßig für Bruchteile von Sekunden an seinem Fenster vorbeistrich.

Ferrano wußte, daß viele Beiner Mitgefangenen jetzt die Kerzen anzündeten, obwohl dies verboten war. Aber wer lange genug hier einsaß, der kannte seine Tricks und auch die Verstecke, wo er die Kerzenstummel verbergen konnte.

Mickey Ferrano blieb im Dunkeln liegen. Er reduzierte und kontrollierte seinen Atem, starrte gegen die Decke, auch mal gegen das Fenster und wartete ab.

Die Angst würde kommen. Und er würde kommen. Auch an seinem letzten Abend. Aber er ließ sich heute Zeit. Die Minuten verstrichen und hatten sich bereits zu einer halben Stunde addiert, als er das Gefühl spürte, das schlagartig über ihn kam.

Sein Herz klopfte schneller. Nein, das war schon kein Klopfen mehr, es raste und toste in der Brust, als wollte es alle Hindernisse zur Seite sprengen.

Gleichzeitig drang der Schweiß wie Bachwasser aus seinen Poren. Er fühlte sich überall naß, auch unter den Armen, und sogar an den Waden klebten die kleinen Perlen. Der Nacken war feucht, und auf dem Kissen unter dem Kopf schien sich eine Lache gebildet zu haben.

Das Zimmer war dasselbe geblieben, doch seine Phantasie gaukelte ihm Dinge vor, die es nicht gab. Da bewegte sich plötzlich die Toilette und schwebte lautlos in die Höhe. Die Bilder mit den nackten Mädchen wurden ebenfalls lebendig. Die Busenschönheiten lösten sich und schwebten wie Engel ohne Flügel durch den Raum.

Es war schlimm geworden, viel schlimmer als sonst. In der letzten Nacht wollten ihn die anderen Kräfte noch einmal fertigmachen, so kam es ihm vor.

Aber er riß sich zusammen. Trotz der bohrenden Angst, trotz des Schweißes auf seinem Körper, und Ferrano schaffte es, den Blick genau auf das Fenster gerichtet zu halten, denn alles andere war nur eine nebensächliche Ablenkung.

Noch tat sich dort nichts. Aber es würde kommen. Es würde erscheinen, denn es hatte auf ihn gewartet.

Dunkelheit preßte sich gegen die Scheibe. In regelmäßigen Intervallen huschte der helle Schatten des Suchscheinwerfers vorbei und gab dem Fenster ein anderes Aussehen.
Heller, sogar viel heller!
Nein, das war nicht mehr der Suchscheinwerfer, denn die andere Helligkeit war er, sein Gast, sein unheimlicher Besucher, und der Grund seiner Angst.
Dr. Sensenmann war gekommen!

***

So hatte Mickey Ferrano ihn getauft, so und nicht anders. Und er hatte recht damit.
Er wußte nicht, ob dieser Dr. Sensenmann ein dreidimensionales Wesen war. Er konnte alles sein. Ein Besucher von einem anderen Stern, ein Geist, vielleicht ein Wesen, das aus dem Jenseits gekommen war, um schreckliche Rache zu üben.
Befand er sich in der Zelle?
Obwohl Mickey genau hinschaute, konnte er nicht feststellen, ob sich der Unheimliche nun innerhalb oder außerhalb der Zelle aufhielt oder etwa als fluoreszierender Geist inmitten des Mauerwerks steckte. Zumindest sah er aus wie immer und hatte sich auch am letzten Tag nicht verändert. Warum auch hätte er das tun sollen?
Ferrano reagierte ebenfalls wie immer. Er blieb starr liegen, lauschte dabei in sich hinein und merkte, daß seine Angst vor dieser Gestalt des Schreckens wuchs. Eigentlich hätte sie in ein Gruselkabinett oder in eine Geisterbahn gehört, darüber hätte man dann lachen können. Aber Ferrano wußte genau, daß sie echt war, ein richtiger Spuk aus dem Jenseits, der ihn allein verfolgte.
Es war ein Skelett, ja, tatsächlich ein Skelett, auch wenn er nur einen kleinen Ausschnitt der Gestalt sah. Der aber reichte ihm, denn Ferrano schaute gegen große, leere Augenhöhlen, gegen ein Loch, wo einmal eine Nase gewesen war, und gegen den Ansatz einer breiten Stirn. Der Rest des Kopfes, Maul und Kinn eingeschlossen, lag unter zwei Tüchern verborgen. Das eine spannte sich um den Schädel, das andere um die Mundpartie.
Ansonsten trug die Horrorgestalt einen Kittel, wie ihn ein Krankenhausarzt überstreifte. Grüner Stoff, am Rücken zugeknöpft.
Er war wieder da.
Der Grund seiner bohrenden Angst hatte sich gezeigt. Er hatte es gewußt, denn dieser verdammte Sensenmann im Arztkittel erschien nicht zum erstenmal.
Das war sein Alptraum, das war seine Angst. Das war der Horror, der die große Kälte brachte.
Der Geist eines Arztes als Skelett?

Es gab für Mickey keine andere Erklärung, auch wenn er sie als irrational ansah. Ferrano schließlich hatte einen Arzt umgebracht. Wegen dieser Tat war er verurteilt worden, und nun verfolgte ihn der Geist des Toten.

Ferrano konnte nicht daran glauben, daß dies mit seiner Entlassung vorbei sein würde. Er hätte es sich gewünscht, aber dieser andere war sicherlich noch nicht zu seinem Ziel gekommen. Er würde ihm immer auf den Fersen bleiben.

Befand er sich schon in der Zelle? Herausfinden konnte Mickey es nicht. Da bildeten die Scheibe, die Wand und auch die Zelle eine Einheit, und in sie hinein war die Gestalt getaucht.

Sie bewegte sich nach vorn. Es entstand kein Geräusch. Alles lief in einer völligen Lautlosigkeit ab, und Ferrano blieb starr auf seinem Bett liegen. Die Tür war geschlossen. Er konnte nicht fliehen. Und niemand hätte ihm geglaubt, daß er von einem geisterhaften Skelett im Arztkittel verfolgt wurde.

Und so blieb er liegen - wie letzte Nacht und in all den anderen zuvor.

Der Sensenmann kam.

Mickey hatte ihn so genannt.

Dr. Sensenmann!

Es stimmte zwar nicht mit seinen offiziellen Aussagen überein, aber Ferrano verband den Tod irgendwie mit dieser knöchernen Gestalt, auch wenn diese hier keine Sense als Waffe trug, sondern sich darauf verließ, was in seiner Tasche steckte. In ihr verschwand die rechte Hand bei der keine Knochenfinger zu sehen waren, weil der unheimliche Arzt einen Handschuh darüber gestreift hatte.

Aus der Tasche holte er seine Waffe hervor.

Es war eine Spritze. Relativ groß sogar. Die Nadel schimmerte wie ein dünner Eiszapfen, und in dem schmalen Kolben darunter befand sich eine grüne Flüssigkeit.

Die Todesspritze! schoß es Ferrano durch den Kopf. Er ist mit der Todesspritze gekommen. Er hat sie sich geholt, um auf seine Art und Weise von mir Abschied zu nehmen. Er wird kommen und mir das Ding in den Körper rammen.

Das alles sah er bereits in seinen Vorstellungen, aber der Eindringling dachte gar nicht daran, sich mit Ferrano zu beschäftigen. Er geisterte durch die Zelle, und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn nicht ein Laut war zu hören. Nicht mal über den Fußboden schleifte er hinweg.

Kein Kratzen der Knochen auf dem Beton, kein Klappern der Gebeine, nur die bedrückende Stille.

Fremde Geräusche bekam Ferrano nicht mit. Er hörte nur seinen pfeifenden Atem.

Mickey Ferrano rollte mit den Augen, um den Weg der Gestalt

verfolgen zu können. Sie tat so, als hätte sie die Zelle zum erstenmal betreten. Sie schaute sich um, sie kontrollierte, drehte dem Mann auf dem Bett den Rücken zu, ohne sich um ihn zu kümmern.

Trotzdem verbreitete dieser Dr. Sensenmann eine Aura der Furcht. Sie wehte durch die Zelle und packte Ferrano, der die Hände zu Fäusten ballte.

Die Gestalt drehte sich um.

Leere Augenhöhlen, übergroß, waren auf den Mann auf dem Bett gerichtet. Es gab kein Erbarmen darin. Keine Gnade. Es war einfach alles anders bei ihm.

Der Tod konnte so aussehen. Der Tod war kalt. Der Tod hatte Macht, und beides stellte sich Mickey Ferrano in den Augenhöhlen des Mannes vor.

Sollte er etwas tun? Konnte er etwas tun?

Nichts, gar nichts. Er war in seiner Angst gefangen und hoffte, daß der Kelch auch an diesem letzten Abend an ihm vorübergehen würde.

Zunächst kam der Geist.

Er wehte heran. Er berührte den Boden, aber es war nichts zu hören.

Allein die Tatsache war für Ferrano schlimm. Sie zeugte davon, daß es da jemanden gab, der sich bewegte, ohne einen Laut von sich zu geben.

Nicht mal das Rascheln des Kittelstoffs war zu hören.

Neben Ferranos Bett blieb er stehen. Die Spritze hielt er noch fest.

Seinen häßlichen Schädel hatte er gesenkt, um den Mann anzuschauen.

Der hätte gern weggeblickt, aber er konnte einfach nicht zur Seite schauen. Er mußte in die Augen hineinglotzen, die ihm jetzt vorkamen wie die Eingänge zu zwei unheimlichen Tunneln, deren Ende irgendwo im Nichts lag. Eine derartige Dunkelheit hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. So schwarz wie Pech. So schrecklich finster. Einfach lichtlos. Nicht ein heller Funke zeigte sich in der Tiefe.

Ferrano beugte sich nach vorn.

Kein Knochen schabte gegen den anderen. Nichts knackte oder knirschte. Er glotzte mit seinen leeren Höhlen nach unten. Sie waren wie zwei finstere Spiegel direkt gegen die Augen des Liegenden gerichtet.

Und dann war da noch die Spritze. Dr. Sensenmann bewegte seinen rechten Arm, damit die Spritze in den Sichtbereich des Liegenden geriet.

Sie war so lang, so widerlich, beinahe wie ein Messer.

Ferrano lag starr.

Er hatte nur noch Blicke für die verdammte Spritze. Die Gestalt dahinter verschwamm vor seinen Augen. Sie war dabei, sich aufzulösen. Da schienen die eigenen Augen alles andere aufzusaugen,

um es niemals wieder freizulassen.

Noch wies die Nadel in die Höhe. Darunter füllte die Flüssigkeit das Gefäß. Er war also bereit, sie zu setzen.

Das war der Moment, in dem der Mann noch mehr versteifte. Er wurde zu einem regelrechten Brett. Das Blut in ihm schien zu erkalten, das Leben wich aus seinem Körper, und er spürte nicht mal, daß er noch atmete.

Die Gestalt beugte sich vor. Sie schaute genau hin und suchte die Stelle, wo er ansetzen konnte.

Es war der Hals.

Um den Mund des Mannes lief ein Zucken, als er die Berührung mitbekam. Es war soweit. Er würde nicht mehr fliehen können. Er saß in der Falle. Er war nicht in der Lage, einen Arm zu heben, um den anderen zur Seite zu stoßen. Er wußte nicht mal, ob er es mit einem dreidimensionalen Körper zu tun hatte, obwohl die Spritze selbst auch dreidimensional war.

Und sie durchstieß seine Haut.

In diesem Augenblick gab es für den Gefangenen nur eine Stelle an seinem Körper, an der die Nerven derartig blank lagen, daß er jede Berührung über deutlich spürte.

Warum er die Augen schloß, wußte er selbst nicht. Es konnte auch der Stärkung dienen, jedenfalls konzentrierte er sich auf den Einstich.

Die Schmerzen ließen sich ertragen. Es war nur mehr ein leichter Druck zu merken.

Dann pumpte etwas in seinen Kreislauf hinein. Er kannte das Medikament nicht. Aber er spürte sehr bald die Wirkung, denn von der Stelle am Hals rann ein Strom der Hitze durch Körper und Kopf.

Ferrano fand keinen Vergleich mehr, als letzter Begriff fiel ihm das Wort Fieber ein. Es schwemmte seine Gedanken weg.

Dr. Sensenmann löste sich auf. Die Spritze löste sich auf. Die Umgebung ebenfalls. Das Fenster verschwand, die große Dunkelheit war wie ein Vorhang, der alles verschlang.

Vorbei, Schluß!

Keine Gedanken mehr über die Entlassung, die Zukunft. Das war alles verschwunden. Auf dem Bett lag eine Gestalt, die sich nicht mehr rührte.

Sie wirkte wie tot…

***

Aber Mickey Ferrano war nicht tot. Er erwachte. Und er tauchte dabei aus einer Tiefe auf, die für ihn nicht meßbar war. Er hatte darin gelegen, er hatte sich fühlen müssen wie jemand in einem Grab, und er spürte auf seiner Brust die gewaltigen Bleigewichte, die ihn zerquetschen wollten.

Als er Luft holte und dabei zugleich die Augen öffnete, da vernahm er nur ein röchelndes Geräusch, und er wunderte sich darüber, daß er es ausgestoßen hatte.

Ich lebe noch!

Der erste Satz schoß ihm durch den Kopf. Verdammt noch mal, ich lebe noch!

Er wollte lachen. Er wollte sich freuen, aber nichts davon schaffte Ferrano, weil ihn die Erinnerungen an den abendlichen Besuch radikal überkamen.

Alles stand wie ein Bild vor ihm. So klar, wie er es sich auf keinen Fall wünschte. Freiwillig holte er sich die Erinnerung nicht zurück. Aber sie war einfach da, und vor allen Dingen die Szene, die für ihn so wichtig gewesen war.

Die Spritze war ihm gegeben worden.

Immer wieder sah er die unheimliche Gestalt, wie sie sich zu ihm herabgebeugt hatte. Und er wußte genau, wo ihn die Spritze getroffen hatte.

An der linken Halsseite! Dort mußte noch etwas zu spüren sein. Eine geschwollene Stelle, ein roter Punkt, der Einstich. Es war bestimmt nicht entfernt worden.

Mickey Ferrano hob seinen Arm. Es fiel ihm nicht leicht, dort nachzusuchen. Im Dunkeln tastete er sich vor. Er war noch immer durchgeschwitzt, und diese Flüssigkeit spürte er auch auf seiner Fingerkuppe.

Er fand das Ziel.

Es war genau zu spüren, nicht nur der Einstich. Die Haut hatte sich dort verändert und bildete einen winzigen Hügel. Sie spannte sich auch, das war zu vergleichen mit dem Stich eines Insekts. Wie sehr wünschte sich Mickey, daß es ein Mückenstich war, aber er wußte es leider besser.

Der Sensenmann hatte ihm etwas gespritzt. Eine Flüssigkeit, die Ferrano nicht kannte. Sie war grünlich gewesen, daran erinnerte er sich. An mehr aber nicht.

Die Hand sank wieder zurück und blieb schlaff neben dem Kopfkissen liegen.

Genau diese Schlaffheit hatte auch den Körper des Mannes durchdrungen. Bei ihm war jeder Widerstand gebrochen worden. Er hatte sich eigentlich darauf gefreut, die Zelle verlassen zu können, trotz der Angst vor der Zukunft. Nun aber wünschte er sich in ein anderes Versteck, wo ihn niemand finden konnte, erst recht nicht dieser skelettierte Arzt.

Mickey Ferrano richtete sich auf, völlig normal. Er fühlte sich nicht mehr so kaputt. Jedes Körperteil gehorchte ihm, und er schaute wieder gegen das Fenster.

Diesmal zeichnete sich kein Umriß ab. Nur der Lichtkegel des Suchscheinwerfers huschte immer wieder außen an der Scheibe entlang und sorgte für einen hellen Fleck.

Tief holte er Luft, bevor er einen Blick auf die Uhr warf.

Kurz nach zwei Uhr.

Dann hatte er lange geschlafen.

Im Haus war es ruhig. Keine Unterhaltungen mehr, kein Geschrei, keine Flüche. Wenn jetzt noch jemand wach war, der unterhielt sich flüsternd mit seinem Nachbarn.

Ferrano stemmte sich von seinem Bett hoch. Er ging mit langsamen Schritten auf das Waschbecken zu. Er mußte einfach einen Schluck trinken, weil sein Mund zu einer Wüste geworden war. Schlurfend näherte er sich dem Ziel. Auch im Dunkeln kannte er sich in der schmalen Zelle aus und stieß gegen keinen Widerstand.

Aus dem Hahn rann das eiskalte Wasser. Es spritzte in das Becken hinein, und Ferrano hielt den Kopf schief. Er näherte sich dem Strahl und ließ das Wasser in seinen offenen Mund fließen. Er schluckte es. Der schlechte Geschmack und die Trockenheit aus seinem Mund verschwanden, das Wasser kühlte ihn auch und sorgte dafür, daß er sich erholte.

Mickey drehte das Wasser wieder ab. Mit dem rauhen Handtuchstoff trocknete er sich den Mund ab, bevor er wieder zu seinem Bett ging und sich dort niederließ.

Der Gefangene senkte den Kopf und stützte das Kinn gegen seine Handflächen. Er wollte nachdenken, sich vorstellen, wie der nächste Tag wohl aussehen könnte, aber es klappte nicht. In seinem Kopf befand sich eine Leere. Die Phantasie reichte nicht mehr aus, aber eines blieb zurück.

Die Angst vor der Zukunft!

***

Wenn mein Chef ein derartiges Gesicht aufgesetzt hatte wie an diesem Morgen, dann wußte ich, daß der Busch mal wieder brannte und er einen Feuerwehrmann brauchte.

»Setzen Sie sich, John.«

»Natürlich.«

Sir James lächelte. Wahrscheinlich ahnte er, daß ich schon einiges wußte, aber er hielt sich noch zurück und sprach vom Wetter, das sich in den letzten Tagen stabilisiert hatte, so daß man von einem schönen Winter sprechen konnte. Zwar leicht neblig, ansonsten aber sonnig, auch wenn die riesige Scheibe nur blaß wirkte.

»Ja, Sir, es läßt sich aushalten.«

»Da macht es keinen Spaß mehr, im Büro zu bleiben.«

»Nicht so sehr, aber man kann sich daran gewöhnen.« Ich hatte ihm

diese doppeldeutige Antwort bewußt gegeben, und Sir James zeigte mir durch sein Lächeln, daß er sie auch begriffen hatte. Er nahm dann einen Bleistift hoch - wieder eine seiner typischen Bewegungen - und hatte die Stirn in Falten gelegt. Ich wußte, daß er sich dem Kernpunkt nähern würde, fragte allerdings selbst nicht nach.

»Es kommt ja nicht oft vor, daß ich Sie um einen persönlichen Gefallen bitte, John, aber in diesem Fall möchte ich das tun.«

»Das wußte ich.«

»Ja.« Er griente. »Wir kennen uns.«

»Schon Jahre, Sir.«

»Richtig. Da Sie mir dieses Stichwort gegeben haben, möchte ich auch gleich zum Thema kommen und ihnen erklären, weshalb ich sie ausgesucht habe. Es geht um einen Mann, der Mickey Ferrano heißt.«

»Ist mir unbekannt, Sir.«

»Habe ich mir gedacht.« Er räusperte sich. Die Worte hatte er sich bereits zurechtgelegt und fing damit an, daß er vor einigen Tagen auf einer Feier gewesen war. »Wissen Sie, das war wieder einer dieser Empfänge, denen ich nicht ausweichen konnte, wo man eigentlich immer dieselben Leute trifft, aber hin und wieder auch ein paar neue Gesichter sieht. Ich hatte das Glück oder das Pech, einen Mann kennenzulernen, der sich als Ellis McTuff vorstellte.«

»Ist mir ebenfalls unbekannt, dieser Mensch, Sir.«

»Glaube ich Ihnen, denn was sollten Sie auch mit einem Zuchthausdirektor zu tun haben?«

Ich lächelte. »Jetzt kommen wir der Sache schon näher.«

»Stimmt.«

»Er hat Sie um Hilfe gebeten, Sir.«

»Nein, nicht direkt. Er hat mir von einem Menschen erzählt, der bald entlassen wird. Von einem Mörder, der sieben Jahre Knast hinter sich hat. Man hat ihm keinen Tag geschenkt, denn die Strafe war nicht nur für McTuff sehr gering.«

»Weshalb saß der Mann?«

»Mord!«

»Und dann nur sieben Jahre? Wen hat er umgebracht?«

»Einen Arzt!«

»Und weiter?«

Sir James wiegte den Kopf. »Auch wenn es vielleicht schwerfällt, so sollten wir diese zurückliegende Tat erst einmal vergessen und uns mit der Gegenwart beschäftigten. Dieser Mickey Ferrano, der morgen früh entlassen wird, litt unter einer großen Angst, unter einer Phobie. Über dieses Problem hat er auch mit dem Direktor gesprochen, aber bevor Sie abwinken, John, es handelt sich dabei nicht um eine Knast-Phobie, sondern um etwas, mit dem der Mann nicht zurechtkam. Dieser Gefangene sprach von einem Geist oder einem Monstrum, das ihn

verfolgte. Von einem Skelett im Kittel, das als Geist in seine Zelle eindringt und ihm seelische Qualen zufügt.«

»Bitte?«

»Soll ich es wirklich wiederholen, John?«

»Nein, entschuldigen Sie, Sir. Aber ich wundere mich darüber, daß Sie auf diese Hirngespinste angesprungen sind.«

Er blickte mich für einen Moment an. »Hirngespinste? Vielleicht sind es keine Hirngespinste.«

»Dann wissen Sie mehr als ich.«

»Dieser Zuchthausdirektor war davon überzeugt, daß mehr hinter diesen Hirngespinsten stecken könnte. Und er ist nicht der einzige, an den sich der Gefangene gewandt hat. Ferrano hat auch mit dem Gefängnis-Psychologen gesprochen, der sich zunächst keinen Reim auf die Erzählungen machen konnte und…«

»Sorry, Sir, wenn ich Sie unterbreche. Sie sagten, daß Ferrano einen Arzt getötet hat.«

»Ja.«

»Und ihm erscheint ein Arzt in seinen Phantasien oder Träumen?«

»Das ist auch richtig.«

»Kann man es, um es mal populär zu sagen, nicht mit dem schlechten Gewissen erklären? Es gibt doch Menschen, die unter wahnsinnigen Schuldkomplexen leiden und Jahre brauchen, um sie abzubauen. Das könnte auch auf diesen Mann zutreffen.«

»Ja, eigentlich schon…«

»Wo ist der Haken?«

»Das ist Ferrano selbst. Er ist keiner, der unter Schuldgefühlen leidet. Er ist ein Mann, der diese Tat genau geplant hat.«

»Was war sein Motiv?«

»Darüber hat er sich in der Verhandlung ausgeschwiegen, wie ich erfuhr.«

»Ach.« Ich kreuzte die Beine. »Keine Eifersucht, keine Geldgier…?«

»Nein oder ja. Wir wissen es nicht. Jedenfalls hat er diesen Arzt umgebracht.«

»Und weiter?«

»Er erhielt eine ungewöhnlich niedrige Strafe. Man munkelt, daß jemand daran gedreht und den Richter beeinflußt hat.«

»Gab es einen Grund für dieses Drehen?«

»Möglich. Wenn ja, dann lag es am Beruf dieses Mannes, der nie genau definiert wurde. Mickey Ferrano arbeitete für die Regierung.«

Ich horchte auf. »Agent?«

»Kann sein.«

»Hing die Tat dann mit seinem Job zusammen?«

Sir James hob die Schultern. »Das ist anzunehmen, nur haben wir keine Beweise, weil sich Ferrano nie in diesem Zusammenhang

geäußert hat.«
»Das ist schlecht, Sir.«
»Ich weiß, aber ich habe diesem McTuff nun mal zugesagt, daß wir uns um den Fall kümmern. Deshalb möchte ich, daß Sie mit Ferrano Kontakt aufnehmen, wenn er entlassen wird.«
Jetzt mußte ich lachen. »Ich soll also vor dem Knast stehen und ihn in Empfang nehmen?«
»So ähnlich.«
»Und dann?«
»Was anschließend geschieht, überlasse ich Ihrer Phantasie, John. Versuchen Sie, sein Vertrauen zu gewinnen. Lügen Sie. Bauen Sie sich eine Legende auf, nur finden Sie heraus, ob dieser Mann ein Spinner ist oder alles so erlebt hat, wie er es berichtete. Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen.«
»O doch, Sir, es gibt bestimmt noch mehr. Dieser Ferrano wird sich bestimmt nicht freuen, wenn ich da plötzlich stehe, ihn an die Hand nehme und wegführe, wobei ich ihn dann noch nach Dingen frage, über die er all die Jahre geschwiegen hat. Das glaube ich einfach nicht. Da bewege ich mich auf sehr dünnem Eis.«
»Das sehe ich ein.«
»Dann brauche ich mich auch nicht lächerlich zu machen.«
Sir James schaute mich an. »Lächerlich?« murmelte er. »Ich glaube nicht, daß Sie sich lächerlich machen, aber wie Sie Kontakt aufnehmen, ist Ihre Sache. Er wird sicherlich nach seiner Entlassung eine Kneipe besuchen, er wird versuchen, in einer Stadt unterzutauchen, vielleicht sogar in London. Sie können sich an seine Fersen heften, ohne daß er etwas davon merkt, aber versuchen Sie, den Kontakt so normal wie möglich herzustellen. Ich weiß, daß wir kaum Informationen haben, da gebe ich Ihnen recht. Aber ich kenne Sie, John, und ich weiß auch, wie oft Sie sich auf Ihr Gefühl verlassen haben. Viel Glück!«
»Ich werde zu diesem Zuchthaus fahren. Wo finde ich es?«
»In der Nähe von Liverpool.«
»Das ist nicht gerade nah.«
»Eben. Deshalb würde ich vorschlagen, daß sie heute fahren, dort in der Nähe übernachten und sich morgens auf die Lauer legen, wenn er entlassen wird.«
»Er heißt Mickey Ferrano«, sagte ich. »Aber wie hieß der Arzt, den er tötete?«
»Dr. Peter Sloane.«
»Nie gehört.«
»Kann ich mir denken. Er war Leiter einer privaten Klinik.«
»Gibt es die noch?«
»Ja.«

»Mehr wissen Sie nicht über Sloane?«
»Nein, ich nicht, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß Ferrano damals auf ihn angesetzt wurde. Von einer Seite, die natürlich alles abstreitet.«
»Ja, die netten Regierungsstellen.«
»Eben.«
»Wenn es so wäre, Sir, dann müßte dieser Dr. Sloane ebenfalls Dreck am Stecken gehabt haben.«
Der Superintendent dachte nach. »Das möchte ich ebenfalls nicht ausschließen. Ich weiß nicht, ob man in diese Richtung hin ermittelt hat, aber vorstellbar wäre es.«
»Dann hat man Ferrano möglicherweise auf diesen Sloane angesetzt?«
»Ich kann nichts ausschließen, John. Sollte es so gewesen sein, hat man ihn später im Regen stehenlassen, und das wird er gewissen Leuten nicht vergessen.«
»Auch.«
»Ich bin nicht der richtige Mann, um ihn zu stoppen.«
»Ich kann Ihnen ja Suko als Schutz zuteilen.«
Noch immer wunderte ich mich. »Das hört sich nach einem normalen Polizeijob an, Sir. Aber wir jagen andere Wesen.«
»Denken Sie an die Ängste des Mannes.«
»Schon. Nur kann er auch einen Zellenkoller bekommen haben. Das wäre doch normal.«
»Ja, das schon, aber Mickey Ferrano war immer ein harter Knochen, habe ich mir sagen lassen. Der dreht so schnell nicht durch. Der ist eiskalt. Und wenn er mit irgendwelchen Problemen zu seinem Direktor kommt, habe ich zumindest das Gefühl, daß mehr dahintersteckt. Bitte, ich kann mich irren, aber ich glaube es nicht.«
»Schon gut, Sir, dann schaue ich mir den Knaben mal an und versuche auch, Kontakt mit ihm aufzunehmen.«
Mein Chef hob einen Schnellhefter hoch. »Was immer Sie noch wissen müssen, finden Sie in dieser Mappe.«
»Danke.«
»Passen Sie auf sich auf.«
»Werde ich machen, Sir.« Ich war aufgestanden, ging zur Tür und stellte dort meine nächste Frage. »Was ist mit Suko? Wollen Sie ihn nicht ebenfalls einsetzen?«
»Ich möchte ihn noch im Hintergrund behalten. Glauben Sie nicht, daß zwei Männer zu auffällig wären?«
»Kann sein.«
»Machen wir es so, John: Rufen Sie an, wenn Sie ihn brauchen. Abgemacht?«
»Geht in Ordnung.«

Nicht gerade begeistert verließ ich das Büro und dachte darüber nach, daß ich noch zu mir nach Hause fahren mußte, wo ich die Reisetasche packte, um mich danach auf die Fahrt nach Liverpool zu machen. Es war eine ganz schöne Strecke, aber bis zum Abend müßte ich es geschafft haben. Was am nächsten Tag geschah, es blieb abzuwarten…

***

Mickey Ferrano stand in der Zelle, deren Tür noch geschlossen war, und kam sich etwas verloren vor. Er wußte nicht so recht, was er tun sollte.

Sein persönlichen Habseligkeiten hatten er in einer Stofftasche verstaut, und er würde noch seinen alten Koffer mit den Kleidungsstücken zurückbekommen, in denen er vor sieben Jahren das Zuchthaus betreten hatte.

Die Tür war offen, aber er ging noch nicht hinaus. Er wartete auf den Wärter Spencer, der ihn abholen würde.

Er schaute sich um. Auf dem Fenster blieb sein Blick länger haften.

Dahinter lag keine Dunkelheit mehr, sondern ein heller Wintertag, wie er schöner eigentlich nicht sein konnte. Ferrano würde hinaustreten in die Kälte und sich von seinem Geld einen Mantel oder eine dicke Jacke kaufen müssen.

Seltsamerweise empfand er keine Freude. Die Angst war viel stärker.

Das Skelett wollte ihm nicht aus dem Sinn, und immer wieder dachte er die sieben Jahre zurück, als er diesen verfluchten Dr. Peter Sloane zur Hölle geschickt hatte.

Danach war alles anders geworden. Da hatte man ihn reingelegt.

Plötzlich hatten gewisse Leute nichts mehr von ihm wissen wollen, und er war nicht einmal dazu gekommen, einen Bericht über die Aktivitäten dieses Arztes abzugeben.

Das Wissen hatte er für sich behalten. Aber auch das Wissen um einen Vorgang, für den er keine Erklärung fand. Als ein kühler Hauch an seinem Gesicht entlangwehte, schrak Ferrano für einen Moment zusammen, weil er sich davor fürchtete, daß der Sensenmann als kaltes Gespenst erschienen war, aber daran hatte es nicht gelegen. Spencer war erschienen und hatte die Tür weit aufgezogen. So war eben aus dem Gang die kühlere Luft geweht.

»Das war's dann wohl, Ferrano, nicht?«

Mickey drehte sich langsam um. »Ja, das war es«, sagte er nur.

»Du wirst dich gleich umziehen können, nachdem du deine Sachen in Empfang genommen und quittiert hast. Danach aber wirst du noch nicht entlassen werden.«

»Tatsächlich? Wollt ihr mich…?«

»Nein, nicht, was du denkst. Der Direktor will dich noch mal kurz

sprechen. Daran kann man nichts machen.«

»Was will er denn?«

»Keine Ahnung. Er macht es nicht oft, nur hin und wieder nimmt er die Leute ins Gebet.«

»Ja, ich freue mich schon. Kann ich jetzt aus dieser Bude raus?«

»Bitte.«

Mickey Ferrano ging, und er warf dabei nicht einen Blick zurück. Dieser Bude trauerte er auf keinen Fall nach. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der nahen Zukunft. So fragte er sich, was dieser Ellis McTuff von ihm wollte.

Hing dieser Besuch möglicherweise mit seinen Besuchen bei McTuff zusammen?

Es konnte sein. Vielleicht war er doch mißtrauisch geworden, aber so wie er damals reagiert hatte, wollte Ferrano daran nicht glauben. Von irgendwelchen Kumpeln verabschiedete er sich nicht. Sie hatten ihr Zellen sowieso schon verlassen und waren zur Arbeit gegangen. Auf ein Frühstück hatte Ferrano an diesem Tag verzichtet. Er wollte keinen der Insassen mehr sehen, keinen Wärter, niemanden. Er hatte sowieso als Einzelgänger gegolten, und dieser Ruf sollte auch am letzten Tag keine Kratzer bekommen.

Ein Kalfaktor und ein Wärter erwarteten ihn hinter dem Tresen, wo er seine Sachen hingestellt bekam, sie überprüfen und quittieren mußte.

Ihm wurde auch Geld ausgezahlt. Es waren ein paar Hundert Pfund, damit konnte er zunächst überleben. Wie es weiterging, würde man noch sehen. Gewisse Namen hatten auch die langen Jahre nicht aus seinem Gedächtnis entfernen können.

Der Kalfaktor grinste ihn an. »Ich habe noch drei Jahre abzusitzen, dann bin ich auch frei.«

»Dein Problem. Wo kann ich mich umziehen?«

»Da hinten.«

Damit war der Raum hinter einem offenen Vorhang gemeint, den Ferrano betrat.

Als er sich umzog, wollte er nicht unbedingt beobachtet werden, und deshalb zog er den Vorhang zu.

Die Kleidung befand sich im Koffer. Sie stank muffig und nach Mottenpulver. Darin unterschied sie sich in nichts von dem übrigen Geruch in seiner Nähe.

Ferrano streifte die blaue Jeans über, das Hemd mit dem unmodernen Kragen. Der Pullover folgte, danach schlüpfte er in seine Schuhe, die noch gut paßten, ebenso wie die übrige Kleidung. Nur die rotbraune Lederjacke war ihm ein wenig eng geworden, aber das störte ihn nicht weiter. Er hätte sie sich gern gefüttert gewünscht.

Spencer hatte auf ihn gewartet und sich mit seinem Kollegen

unterhalten. Als er Ferrano hinter dem Vorhang hervortreten sah, winkte er ihm zu.

»Jetzt gehen wir noch einmal hoch zu McTuff.« Spencer schaute Mickey an wie einen Fremden.

»Was ist los? Habe ich was an mir?«

»Nein, das nicht. Du siehst nur so anders aus in den Klamotten.«

»Das andere Zeug habe ich hassen gelernt.«

»Kann ich sogar verstehen.«

Sie verließen den Zellenbereich und schritten hinein in den Flur des Verwaltungstraktes. Sie stiegen die breite Treppe bis zum ersten Stock hoch, wo die Tür des Vorzimmers nicht geschlossen war, so daß beide hineingehen konnten.

Normalerweise hockte dort eine Sekretärin, an diesem Tag aber war sie nicht da. Dafür erschien Ellis McTuff durch eine Seitentür. »Ich bin heute allein. Meine Mitarbeiterin hat sich das Bein gebrochen. Glatteis vor der Haustür. Das kann passieren. Kommen Sie, Mr. Ferrano. Sie, Spencer, brauche ich nicht mehr.«

»Gut, Sir.«

Nach einem abschiednehmenden Grinsen zog sich der Bedienstete zurück.

Mickey Ferrano wurde in das nüchtern eingerichtete Büro des Verwaltungsmenschen geführt und durfte sich setzen. Der Direktor hatte hinter seinem Schreibtisch Platz genommen und lächelte vor sich hin. »Sie sind ja nun ein freier Mann, Mr. Ferrano, doch ich hoffe, daß Sie mir einige Minuten Ihrer freien Zeit gönnen.«

»Ich habe nichts zu versäumen.«

»Gut, schön.«

»Um was geht es?«

McTuff gehörte zu den kleinen Menschen. Zwar war er kein Zwerg, aber wie er in seinem Sessel hockte, sah er schon etwas lächerlich aus mit dem großen, leicht eckigen Kopf. Beim Sprechen bewegte er die dünnen Lippen kaum, und er schien doch nervös zu sein, denn seine Hände rutschten auf dem Schreibtisch hin und her. »Sie waren ja zweimal bei mir und haben mir von Ihren Erlebnissen berichtet.« Da McTuff keine Antwort bekam, sprach er weiter. »Nun ja, Sie können sich vorstellen, daß es schwer zu glauben ist, aber ich will und wollte Ihnen kein Unrecht tun und habe mit einem Bekannten über Ihren Fall gesprochen. Ob etwas dabei herausgekommen ist, weiß ich nicht. Dieser Bekannte hat zumindest nichts von sich hören lassen.«

»Was war das für ein Mann«

»Ein hochrangiger Polizist.«

»Verdammt, ein Bulle?«

»Nicht in dem Sinne, sondern jemand, der wirklich etwas zu sagen hat.«

»Was hat er Ihnen gesagt?«
»Nichts.«
»Wie nett.«
»Er wird mir nicht geglaubt haben.«
»Haben Sie mir denn geglaubt?«
McTuff hob die Schultern. »Wenn ich ehrlich sein soll, auch nicht. Ich denke noch immer, daß es sich dabei um einen Zellenkoller handelt. Aber Sie sind ja jetzt frei und werden sicherlich ein neues Leben beginnen. Ich kenne Ihre Akte, Mr. Ferrano, ich weiß, daß einiges unklar geblieben ist, aber ich möchte Sie davor warnen, jetzt loszugehen und alte Rechnungen zu begleichen, die noch offenstehen. Vergessen Sie, was gewesen ist. Fangen Sie, wie man so schön sagt, ein neues Leben an. Es wird Ihnen gut bekommen.«
Ellis McTuff redete noch weiter, nur bemerkte er nicht, daß Ferrano seine Ohren auf Durchzug geschaltet hatte. Er dachte an ganz andere Dinge, denn er hatte wieder einen Luftzug gespürt. Nur waren die Türen geschlossen und die beiden Fenster ebenfalls. Auf sie schien die Sonne und machte sie hinter dem Direktor zu zwei hellen Leinwänden, deren Licht Mickey sogar blendete. Dennoch schaute er hin, denn er hatte in dem Licht eine Bewegung festgestellt.
Wie in seiner Zelle!
Plötzlich hielt er den Atem an. Er konzentrierte sich allein auf die Bewegung in der Scheibe, was McTuff nicht einmal auffiel, da er zu sehr mit sich und seinen Worten beschäftigt war.
Aber die Bewegung war keine Täuschung. Der Schatten auch nicht, der leicht grünlich schimmerte.
Plötzlich mußte Ferrano an die seltsame Spritze denken, die man ihm in der Nacht verabreicht hatte. Eine Nachwirkung hatte er nicht gespürt, noch nicht, und derjenige, der ihm die Spritze gesetzt hatte, erschien im Büro des Direktors.
Lautlos bewegte er sich.
Er stand bereits im Raum.
Er stand hinter Ellis McTuff.
Dann hob er einen Arm an, auch den zweiten, und die Hände formierten sich zu einem Griff.
Mickey Ferrano hielt den Atem an. Er hatte große Augen bekommen.
Das Herz schlug schneller. Der Schweiß trat ihm aus den Poren. Das alles war ihm von den langen Nächten bekannt.
Und es fiel auch McTuff auf. »He, was ist mit Ihnen los, Mr. Ferrano?«
»Nichts…«
»Fühlen Sie sich nicht wohl? Sie machen auf mich den Eindruck, als hätten Sie etwas Schreckliches gesehen.«
»Das habe ich auch.«

»So? Was oder wen denn? Mich vielleicht?« Er lachte girrend über seinen schwachen Witz.

»Nein, nicht Sie, McTuff, sondern ihn, den Dr. Sensenmann.«

McTuff nickte. »Aha, den Dr. Sensen… Ahm, wie bitte?«

»Der Tod steht hinter Ihnen!«

Irgend etwas in der Stimme hatte den Direktor gewarnt. Auf seinem Stuhl wollte er herumfahren, aber die Bewegung schaffte er kaum im Ansatz, denn dann griffen die beiden Klauen zu.

Blitzschnell, hart und gnadenlos!

Sie hielten McTuff fest und drückten ihm die Luft ab. Hinter ihm stand das Skelett im grünen Kittel mit seinen großen, leeren Augenhöhlen und ließ den Mann nicht eine Sekunde los.

Mickey Ferrano konnte sich durchaus als Fachmann bezeichnen. Er wußte, was geschah. Dieser Dr. Sensenmann war erschienen, um zu töten, und diesmal nicht mit einer Spritze.

Ferrano blieb sitzen.

Er wartete ab.

Er konnte nichts tun, aber er hörte plötzlich ein schreckliches Geräusch, als der Knöcherne seine Hände bewegte und den Kopf des anderen dabei drehte. Nicht ein Laut drang aus dem Mund des Direktors, als dessen Genick gebrochen wurde. Schlaff kippte er zur Seite, als ihn die knöchernen Klauen losließen. Sein Kopf allerdings war nicht in diese Richtung gefallen. Er stand in einem ungewöhnlichen Winkel vom Körper ab und lehnte an der Rückenseite des Stuhles.

Dr. Sensenmann aber zog sich zurück. Er schwebte dem Fenster entgegen. Wieder war von seinem Maul nichts zu sehen, nur die beiden großen Löcher, wo einmal die Augen gewesen waren.

Und dann war er weg!

Zurück hatte er einen Toten gelassen…

***

Mickey Ferrano kam sich vor wie in einem Horrorfilm, in dem er eine der Hauptrollen spielen sollte. Aber er bewegte sich nicht und glich deshalb mehr einem Statisten. Sein Blick war nach vorn auf den Toten gerichtet, und sein Gehirn weigerte sich, nachzuvollziehen, was er soeben als Zeuge erlebt hatte.

Einen Mord. Einen eiskalten, brutalen Mord.

Nun gehörte Ferrano nicht zu den Menschen, die dabei durchdrehten und in Panik verfielen, er war nur deshalb so geschockt, daß dieser Dr. Sensenmann wieder erschienen war und ihm somit seine Stärke bewiesen hatte. Dem Direktor war das Genick gebrochen worden.

Einfach so. Und wenn man ihn jetzt fand, dann würde der Verdacht sofort auf Ferrano fallen, denn er war mit McTuff allein gewesen.

Dann würde er zunächst einmal wieder zurück in die Zelle müssen.

In die Zelle!

Dieser Gedanke machte ihn wild. Erexplodierte förmlich in seinem Kopf.

Nur das nicht! Nur nicht zurück in dieses verdammte Loch. Noch bestand die Chance, um verschwinden zu können.

Er schnellte von seinem Stuhl hoch. Das Erscheinen der tödlichen Gestalt verbannte er aus seinem Kopf. Nun ging es einzig und allein um ihn. Er mußte dafür sorgen, daß McTuff nicht so rasch gefunden würde.

Zwar gab es in diesem Büro auch einen PC und einen Drucker, aber man verließ sich auch auf Akten, die in einem breiten Schrank untergebracht wurden.

Ferrano mußte einen Schlüssel herumdrehen, um die Schranktür öffnen zu können. Er lächelte. Im Schrank hingen ein Mantel und eine Strickjacke, die McTuff gehörten. Zum Glück war der Mann klein. So konnte er ihn packen und in den Schrank hineinschieben.

Mickey wuchtete den Körper hoch und stopfte ihn in den Schrank hinein.

Er schloß ab und steckte den Schlüssel ein. Später würde er ihn wegwerfen.

Mickey Ferrano war in Schweiß gebadet. Er zitterte. Aber diesmal nicht, weil der Sensenmann etwas von ihm gewollt hatte. Alles war anders geworden, ganz anders. Er war…

Scheiße, nur nicht mehr denken. Um Himmels willen nicht nachdenken.

Er würde nichts herausfinden, rein gar nichts. Er steckte tief in der Klemme. Wenn er jetzt durchdrehte, waren die Dinge für ihn gelaufen.

Ferrano trat von dem Schrank zurück. Er stieß die Luft aus. Verdammt noch mal, er hatte sich in den langen Jahren angewöhnt, nicht durchzudrehen, jetzt aber regte ihn das Zittern auf. Rasch griff er nach dem alten Koffer, zerrte ihn hoch und rannte weg. Er hetzte förmlich durch das Vorzimmer, aber er riß sich dann zusammen, denn er wollte nicht wie ein Irrer aus der Tür stürmen.

Er blieb ruhig. Atmete tief durch. Über sein Gesicht rann ein kühler Schauer. In den Augen spürte er einen harten Druck, und er hatte das Gefühl, gleich weinen zu müssen.

Wie ein normaler Besucher verließ er den Raum. Langsam gehend, fast schlendernd, aber er schaute sich um, bevor er auf die Treppe zulief.

Der Flur und das Treppenhaus waren kalt und leer. Er hörte das Blubbern in einem Heizkörper und bemühte sich, so leise wie möglich aufzutreten, als er die Treppe hinabging.

Natürlich wirbelten in seinem Kopf die Gedanken. Er mußte Klarheit

bekommen. Er wollte auf keinen Fall als durchgedreht erscheinen, denn es konnte ihm immer jemand entgegenkommen.

Mickey hatte Glück. Er wußte, daß er in den nächsten Minuten noch die Nerven behalten mußte. Erst wenn er draußen stand und die kalte Luft einatmete, ging es ihm besser.

Der Rest war ein Kinderspiel. Zwar mußte er noch die Kontrollen passieren, aber die Beamten dort wußten Bescheid, daß er am heutigen Tag entlassen wurde.

Ein kleines Seitentor aus Metall wurde ihm geöffnet, und er schob sich durch die Lücke.

Tief atmete er durch.

Kalte Luft. Klar, herrlich. Nicht zu vergleichen mit der in der verfluchten Zelle. Er ging ihm gut, wenn er nicht zurückdachte.

Obwohl es ihn drängte, setzte er seine Schritte nur langsam. Er wußte, daß man ihn beobachtete, auch mit elektronischen Augen. Die Wärter machten sich einen Spaß daraus, zu sehen, wie die entlassenen Gefangenen wohl reagierten, wenn sie den Duft der Freiheit einatmeten.

Es gab welche, die schrien und tobten, andere weinten. Wieder andere ließen es langsam angehen so wie er.

Nur nicht auffallen.

Nur keine Panik.

Eine Haltestelle befand sich unweit des Zuchthauses. Dort rollte der Überlandbus vorbei, den aber wollte er nicht nehmen. Die meisten benutzten ihn, und wenn er einstieg, dann wußten die anderen sehr schnell, wie sie ihn packen konnten.

Nein, er würde zu Fuß gehen. Zunächst einmal. Und irgendwo würde er ein Taxi finden, das ihn nach Liverpool brachte.

Wenn er Glück hatte.

Verdammt noch mal, warum auch nicht? Nach den langen Jahren des Pechs war er an der Reihe, aus dem vollen zu schöpfen. So und nicht anders sollte es laufen…

***

Ich hatte in einem kleinen Hotel außerhalb Liverpools übernachtet und mir geschworen, hier zweimal zu sein.

Das erste und das letzte Mal. Diese Bude war einfach furchtbar gewesen. Nicht nur wegen der dünnen Wände, sondern auch wegen des Krachs von der Straße her, der stundenlang an meine Ohren geschallt war und mich regelrecht gefoltert hatte. Irgendwann war ich dann doch eingeschlafen, aber erholen hatte ich mich nicht können. Am Morgen war ich mit einem ziemlichen Brummschädel erwacht, doch es gab einen Lichtblick.

Das war der Kaffee zum Frühstück. Er war stark, er konnte Halbtote

aufwecken und verfehlte auch bei mir sein Wirkung nicht. Die Krachmacher hielten sich ebenfalls in dem nüchternen Frühstücksraum auf, der zum Garten hin lag, so daß wir die Straße nicht sehen konnten.

Vier Männer saßen an einem größeren Nebentisch, aber diesmal waren sie ruhig. Sie hatten wohl noch mit den Folgen der vergangenen Nacht zu kämpfen.

Ich trank den Kaffee und aß Toast mit Konfitüre dazu.

Ein dicker Mensch bediente die Gäste. Er war der Besitzer persönlich.

Nichts gegen korpulente Menschen, dieser aber machte auf mich einen widerlichen Eindruck. Er war ungepflegt.

Nach dem Frühstück ging ich wieder auf mein Zimmer, klappte dort den Koffer zu und stiefelte nach unten, um die Rechnung zu bezahlen.

»Hat es Ihnen gefallen?« fragte der Dicke.

»Nein.«

»Was?«

»Ich hatte in der Nacht einfach zuviel Unterhaltung, die ich nicht wollte.«

»Die Autos, wie?«

»Nicht nur das.«

Er blieb bei dem Thema. »Wir kämpfen für eine Umgehungsstraße, aber Sie wissen ja, wie das ist. Der Staat hat kein Geld, wir sind uns nicht einig, keiner will auf die Blechkiste verzichten…«

»Schon gut.«

»Wie wollen Sie denn zahlen?«

»Bar.«

»Sehr schön.«

Ich erhielt die Rechnung, beglich sie und war froh, die Bude verlassen zu können. Draußen holte ich erst einmal tief Luft und freute mich über diesen klaren Wintermorgen, in den ich hineingetreten war wie in eine gemalte Kulisse.

Winterliche Stimmungen. Eine Welt aus Frost, die von einem klaren Himmel bedeckt wurde, der eine phantastische Bläue zeigte. Auch die Sonne schien. Sie hatte den Nebel der letzten Tage wunderbar wegdampfen können.

Der Rover stand auf einem Platz neben dem Hotel. Ich wußte nicht genau, um welche Zeit Mickey Ferrano den Knast verlassen würde, aber viel später als zehn Uhr konnte es nicht werden. Wir hatten jetzt neun, und ich brauchte keine Stunde bis zu meinem Ziel.

Das Eis auf dem Rover war an einigen Stellen schon dünner geworden.

An anderen war es bereits ganz weggetaut, und so brauchte ich nicht zu kratzen.

Ich stieg ein, startete, wendete und fuhr in Richtung Osten. Für die

Strecke würde ich nicht mehr als zwanzig Minuten brauchen, und so rollte ich gemütlich dahin.

Gegen halb zehn sah ich das Zuchthaus. Einen Komplex, in dem es sicherlich keinen Spaß machte, die Jahre zu verbringen. Hohe Mauern, eine elektronische Überwachung, ein stumpfes Grau und eine Reihe von vergitterten Zellenfenstern.

Und natürlich das große Tor aus Eisen. Ein Zugang der Angst und der Hoffnung.

Ich rollte langsam am Eingangsbereich vorbei. Einige Autos standen vor dem Tor in der Kälte, aber Menschen bekam ich nicht zu Gesicht. Ich hatte allerdings eine Bushaltestelle gesehen, deshalb fuhr ich ein kurzes Stück zurück. An der Haltestelle stoppte ich nicht, das wäre zu auffällig gewesen, hielt aber Ausschau nach einer etwas günstigeren Stelle und fand eine kleine Bucht nicht weit von der Haltestelle entfernt. Sie selbst konnte ich im Rückspiegel im Auge behalten.

Jetzt begann die Warterei.

Um mir die Zeit zu verkürzen, schaute ich mir noch einmal das Bild des Mannes an, den ich überwachen und kontaktieren sollte. Das Foto zog ich aus der Innentasche hervor, betrachtete es eine Weile und mußte zugeben, daß dieser Mickey Ferrano jemand war, mit dem ich nicht gern einen Streit anfangen wollte.

Wie sah er aus?

Man soll Menschen nicht nach dem Äußeren beurteilen. Wer das tat, hatte schon die größten Irrtümer erlebt. Dieser Ferrano wirkte aber bereits vom Gesicht her gewalttätig. Oder sah es einfach nur hart aus?

Seine Züge wirkten doch etwas verschwommen oder aufgedunsen, wie bei einem Menschen, dem man das gute Leben ansieht. Ich schaute gegen einen weichen Mund, zu dem das eckige Kinn nicht so recht passen wollte. Auch die Wangen hatten ihre jugendliche Straffheit verloren. Sie hingen an seinem Gesicht herab. Die Nase war normal, vielleicht etwas dick. Dunkle Augen, normale Brauen, eine hohe Stirn und dunkle Haare, die nicht glatt, sondern in Locken den Kopf umwuchsen und sogar bis in den Nacken reichten.

Das also war Mickey Ferrano.

Ferrano, der Killer, der Mann, der einen Arzt getötet hatte und sich nun von dessen Geist verfolgt fühlte. Wenn es stimmte und er sich nichts eingebildet hatte, dann mußte es einen Grund dafür geben.

Aus den Informationen meines Chefs war ich nicht ganz schlau geworden. Sie waren mir ehrlich gesagt zu vage gewesen, nicht mehr als Andeutungen, auch was den Geheimdienst betraf, für den Ferrano möglicherweise gearbeitet hatte.

Möglicherweise, denn nichts war bewiesen. Alles konnte stimmen, mußte aber nicht.

Ich würde mich überraschen lassen, und ich hoffte, daß ich mit

Ferrano klarkam und er auch kein Mißtrauen mir gegenüber schöpfte.
Ich blickte auf die Uhr.
Schon nach zehn.
Gesehen hatte ich ihn noch nicht. Wenn er um elf nicht sichtbar geworden war, würde ich zum Zuchthaus zurückfahren und an der Pforte mal vorsichtig nachfragen.
Fünf Minuten später, im Wagen war es wieder kälter geworden, entdeckte ich ihn.
Als kleine Gestalt erschien er im Rückspiegel, und ich hatte es plötzlich eilig. An der Beifahrerseite stieg ich aus und öffnete die Motorhaube. Ich hoffte darauf, daß der alte Trick mit der Autopanne noch immer klappte, beugte mich über den Motor und wurde zugleich von der Haube etwas gedeckt.
Die Straße war nicht sehr befahren. Hin und wieder huschte ein Auto vorbei. Ich betete darum, keinen hilfsbereiten Fahrer zu erwischen, das hätte meinen Plan zerstört.
Zum Glück hielt keiner an, aber ich sah bereits den heranschlendernden Zuchthäusler. In mir stieg die Spannung. Ich hoffte, ein guter Schauspieler zu sein, tauchte unter der Haube hervor und rammte sie dann nach unten, wobei ich mir selbst lobend zunickte, die Hände an einem Taschentuch reinigte - und plötzlich den Überraschten spielte, weil ich Ferrano so unmittelbar in meiner Nähe sah.
Er war stehengeblieben, schaute mich an, und ich sah ihm ins Gesicht, wobei sich meine Lippen zu einem etwas gequälten Lächeln verzogen hatten.
»Manchmal hat man eben Pech«, sagte ich.
Er nickte nur.
Bekleidet war er mit Jeans, einem Hemd, einem dünnen Pullover darüber und einer Lederjacke, die noch nicht wieder modern war.
Ich strahlte ihn an. »Aber jetzt kann ich weiterfahren. Der Schaden ist behoben.«
»Sehr gut.«
Ich ging an ihm vorbei und öffnete die Wagentür. Aber ich stieg noch nicht ein, denn ich hatte sehr wohl bemerkt, daß ich von ihm beobachtet wurde. »Pardon, Mister, aber ist etwas mit mir? Habe ich vielleicht etwas an mir?«
»Nein.«
»Dann ist es gut.« Ich öffnete die Tür, bewegte mich normal, aber ich hoffte, daß Ferrano auf meinen Plan ansprang.
Er tat es. »Eine Frage noch«, sagte er, so daß ich mich nicht setzte, sondern wieder hochkam.
»Ja, was ist?«
»Wohin fahren Sie?«

»Ich, Richtung Liverpool. Wollen Sie mit?«

Er starrte mich aus seinen dunklen Augen lauernd an. Er schätzte mich ein, er versuchte herauszufinden, ob ich ihm eine Falle gestellt hatte, und nach einer Weile nickte er. »Ja, das wäre nicht schlecht.«

»Also mitfahren?«

»Genau.«

»Dann steigen Sie ein.«

Er tat es noch nicht. »Sie kommen nicht aus dieser Gegend hier - oder?«

»Nein, aus dem Süden.«

Mit dem linken Daumen deutete er den Weg zurück, den er gekommen war. »Wissen Sie denn über diesen großen Bau Bescheid?«

»Das ist ein Zuchthaus. Man sieht es.«

»Eben. Aus ihm komme ich.«

»Entlassen?«

»Sicher.«

»Dann ist ja alles klar. Sie haben Ihre Strafe abgesessen und können wieder ins Leben einsteigen.«

»Toll.« Ferrano lachte laut auf. »Toll, wie Sie das gesagt haben. Könnte man direkt aufschreiben.«

»Klar, aber so denke ich mal. Ich habe da keine Vorurteile, wenn Sie verstehen.«

»Sehr gut sogar.«

»Dann steigen Sie endlich ein.«

Er tat es schnell und warf sein Gepäck auf den Rücksitz. »Ich heiße übrigens Mickey. Mickey Ferrano.«

»Ich bin John Sinclair.«

Er grinste mich an. »Die Vornamen reichen Ihnen doch aber, oder?«

»Natürlich.«

Locker schlug er mir auf die Schulter. »Sie sind wirklich ein Menschenfreund, mein Junge.«

»Das hat meine Mutter auch immer gesagt.« Ich startete den Motor und jubelte dabei. »Ha, er läuft wieder!«

»Was war denn los?«

»Kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin kein Fachmann. Ich habe herumgefummelt, mal gezogen und da mal geklopft.«

»Einen Wagen werde ich mir auch zulegen müssen.«

Wir rollten auf die Straße. »Wissen Sie schon welchen?«

»Nein. Keinen großen. Ich habe einige Jahre hinter den Mauern verbracht. Was ist denn so in? Was fährt man heute?«

»Es ist internationaler geworden«, erwiderte ich. »Sogar James Bond fährt jetzt einen BMW.«

»Davon habe ich gelesen.« Er strich über seine Wangen. »Den werde ich mir aber wohl nicht leisten können.«

»Ich auch nicht.«
»Das ist ein Rover, wie?«
»Ja.«
Er nickte. »Auch nicht mehr der neuste.«
»Da haben Sie recht.«
»Sind Sie beruflich unterwegs?«
»Ich muß.«
»Was machen Sie denn?«
»Controller.«
»Hört sich komisch an.«
»Ist auch komisch. Ich muß die Läden abfahren, die zu einer bestimmten Lebensmittelkette gehören. Dort muß ich nachschauen, ob die Regale gut gefüllt sind - und so weiter. Kein angenehmer Job, vor allen Dingen nicht im Winter, aber man kann es sich eben nicht aussuchen. Andere liegen auf der Straße, aber ich habe Arbeit.«
»Da geht es Ihnen besser als mir, John.«
»Das allerdings.« Ich fuhr nicht sehr schnell, denn ich wollte nicht zu früh in Liverpool sein. Außerdem dachte ich darüber nach, wie ich ihn aus der Reserve locken konnte, ohne daß es auffiel, aber das alles würde mir sicherlich noch einfallen, zunächst einmal war ich froh, daß Ferrano den Köder geschluckt hatte. »Wissen Sie denn, was Sie mal machen werden oder wollen?«
»Wer nimmt schon einen Zuchthäusler?«
»Stimmt auch wieder«, erklärte ich nickend. »Was haben Sie denn vorher gemacht, wenn ich mal neugierig sein darf?«
»Mal hier, mal da.«
»Also nicht fest angestellt?«
»Richtig. Ich habe im Hafen gearbeitet, beim Straßenbau und in der Fabrik. Bis es mich dann erwischt hatte.« Er verzog den Mund und grinste.
Ich war vorsichtig und fragte ihn nicht nach dem Grund seiner Verurteilung. Statt dessen sagte ich: »Muß ein Scheißgefühl gewesen sein, hinter Gittern zu hocken.«
»Das können Sie laut sagen.«
»Zigarette?«
»Nein, selbst im Knast habe ich nicht gequalmt.«
»Vernünftig.«
In der nächsten Minute schwiegen wir. Noch hatten wir die Vorstädte von Liverpool nicht erreicht, und wir fuhren auch nicht auf einer Autobahn, aber die Gegend war jetzt dichter besiedelt. In der Nähe lagen kleine Industrieviertel, ich sah auch hohe Häuser in der Ferne, und konnte mir sehr gut vorstellen, wie der Mann überlegte. Wie es in seinem Gehirn klickerte und er darüber nachdachte, wie er den Gesprächsfaden wieder aufnehmen sollte.

Ich kam ihm zuvor. »Haben Sie eigentlich Hunger?«

»Ja.«

»Ich auch.« Mit einem schnellen Blick aus dem Fenster tat ich so, als würde ich mich vergewissern, wo wir uns befanden, und ich schlug ihm dann vor, etwas essen zu gehen.

»Schaffen Sie das denn?«

»Wieso?«

»Zeitlich, meine ich.«

»Aber immer!« rief ich. »Einen Termin hatte ich schon sehr früh. Den zweiten erst am Nachmittag. Da können wir uns ruhig Zeit für ein Essen lassen. Außerdem bin ich froh, Gesellschaft zu haben, ansonsten hockt man immer allein am Tisch und starrt sein Essen an.«

»Ja, das glaube ich Ihnen. Kennen Sie ein Lokal in der Nähe?«

»Mehrere«, log ich, darauf hoffend, daß wir an einigen kleinen Restaurants vorbeifahren würden. Die nächste Ortschaft kündigte sich schon an. Sie hieß Maghull.

Zwar war sie eine selbständige Stadt, aber man konnte sie noch zu den Vororten Liverpools rechnen, und die Umgebung wurde auch städtischer.

Erste Bauten erschienen. Helle Häuser, die auf eine neue Siedlung hindeuteten. Die einzelnen Straßen und Gassen, die schachbrettartig die Ansiedlung durchkreuzten, waren noch nicht völlig fertiggestellt worden, und so wurden manche von Lehmhaufen an den Rändern begleitet.

Ferrano schaute immer wieder durch die Seitenscheibe nach draußen, als suchte er nach etwas Besonderem. Vielleicht wollte er auch nur das Gefühl auskosten, endlich frei zu sein, obwohl er in einem Fahrzeug hockte und nicht ins Freie gehen konnte.

Wir ließen die Siedlung hinter uns. Ferrano setzte sich bequem, hin. Er faltete die Hände vor seinem Bauch und tat so, als wollte er schlafen.

Daran glaubte ich nicht und war fest davon überzeugt, daß er mich heimlich beobachtete, was ich mir wiederum nicht anmerken ließ und mich so natürlich wie möglich benahm.

Das Glück stand auf meiner Seite, denn an der linken Seite erschien ein Reklameschild, das auf ein Steakhaus hinwies.

»Essen Sie gerne Steaks?« fragte ich. »Sehr gerne.«

»Dann fahren wir hin.«

Mickey Ferrano wurde wieder wach oder tat zumindest so. Er ließ ein Seufzen hören, schaute sich interessiert um, wobei er auch das Ziel entdeckte und dies mit einem zufriedenen Nicken kommentierte.

Das Restaurant befand sich in einem großen, mit grauem Klinker verkleideten Haus. An seiner Frontseite zeigte es einen dunkelroten, aufgemalten Stierkopf, aus dessen weit aufgerissenem Maul eine gelbe

Feuerzunge schlug.
Ein Parkplatz war auch vorhanden. Wir fanden noch genügend Platz, um den Rover abzustellen.
Mein Gast schnallte sich los. Er stieg aus und schaute sich um. Ich behielt ihn dabei im Auge. Die Zeit im Zuchthaus steckte ihm noch in den Knochen, denn er blickte sehr vorsichtig in die Runde, als fühlte er sich verfolgt oder beobachtet.
Ich schloß den Rover ab und deutete Mickey an, vorzugehen. Er vertraute mir, schlenderte auf den Eingang zu, einer doppelflügeligen Holztür, die mit zwei Stierköpfen bemalt war. Der Gang des Mannes verriet Unsicherheit. Er blieb weit vor der Tür stehen, weil er im Moment nicht zurechtkam. Wir konnten uns die Tische aussuchen. Sie bestanden, ebenso wie die Stühle, aus dunklem Holz. Die Mitte der Tische war mit roten Fliesen ausgelegt, während die Stühle das gleiche Rot als Polsterung aufwiesen.
»Am Fenster?« fragte ich.
»Ist okay.«
Wir setzten uns gegenüber. Ein kleiner Mann wieselte auf krummen Beinen herbei. Er sah aus wie ein Gaucho, der sich verlaufen hatte.
Schwarze Hose, rote Bolerojacke, ein braungebranntes Gesicht und ein Schnäuzer.
Zwei Speisekarten reichte er uns und erkundigte sich nach den Getränkewünschen.
»Ich nehme ein großes Bier.«
»Gern, Sir. Und Sie?«
»Wasser!«
»Bringe ich sofort.«
Ferrano grinste mich an. »Als Autofahrer muß man sich eben an die Regeln halten.«
»Da sagen Sie was.«
»Aber ich habe mich verdammt auf ein frisches Bier gefreut, das kann ich Ihnen sagen.«
»Hätte ich ebenfalls.« Ich nahm die Karte und klappte sie auf. Es wurden Steaks in verschiedenen Größen und Geschmacksrichtungen angeboten, aber es gab auch Hamburger auf südamerikanische Art.
Dafür entschied ich mich, während mein Gegenüber kaum einen Blick in die Karte geworfen hatte. »Was ist los? Wollen Sie nichts essen?«
»Sie haben mich doch eingeladen -oder?«
»Klar.«
»Dann nehme ich das größte T-Bone-Steak, dazu rote Bohnen und eine scharfe Soße.«
»Keine Kartoffeln?«
Er fletschte die Zähne. »Nein, nur Fleisch. Im Knast wird man zum

Wolf, und der Wolf braucht viel Fleisch.«

»Richtig.«

Der Ober brachte die Getränke. Gleichzeitig betraten noch zwei andere Männer das Lokal. Sie sahen wirklich aus wie Vertreter, denn sie trugen ihre Musterkoffer bei sich. Zum Glück setzten sie sich von uns weiter entfernt hin, so konnten sie auch der Unterhaltung nicht lauschen.

Mickey Ferrano trank. Es war ein großes Bier, und er schluckte es mit einer wahren Inbrunst. Dabei atmete er durch die Nase ein. Seine Augen leuchteten, und als er das große Glas absetzte, da war es bereits zur Hälfte leer.

»Geschmekt?« fragte ich.

»Das kam schon einem Orgasmus gleich.«

»Kann ich mir denken.«

Er schaute auf die rote Platte. »Tja, jetzt hocke ich hier. Gestern um diese Zeit habe ich noch in der Zelle gesessen.«

»Wie schlimm war die Zeit?«

Er winkte ab. »Es lohnt sich nicht, darüber zu reden. Aber mich wundert trotzdem etwas.«

»Raus damit!«

Ferrano wartete, bis der Ober das Besteck hingelegt hatte, erst dann redete er. »Sie sitzen hier mit einem Zuchthäusler zusammen, das steht ja nun außer Zweifel. Aber Sie haben mich nicht gefragt, weshalb ich gesessen habe.«

»Nun ja…«

»Warum?«

Ich hob die Schultern und spielte den Verlegenen. »Wissen Sie, ich habe mich nicht getraut, wenn ich ehrlich sein soll. Das ist es gewesen. Ich dachte mir, daß Sie es selbst sagen, wenn Sie es wollen.«

»Ehrlich?«

»Ja.«

»Sind Sie immer ehrlich?«

»Ich bemühe mich.«

Er grinste schief. »In Ihrem Job?«

»Auch das.«

»Wie schön, daß ich mal einem ehrlichen Menschen gegenübersitze«, sagte der Mann, »aber ich will auch ehrlich Ihnen gegenüber sein und werde Ihnen sagen, weshalb ich im Knast gewesen bin.«

»Bitte, wenn Sie wollen.«

Er beugte sich so weit vor, als wollte er über die Tischplatte hinwegkriechen. »Ich habe sieben Jahre wegen Mordes gesessen, John. Sieben lange, verdammte Jahre. Können Sie sich das vorstellen? Können sie sich denken, was da in einem vorgeht?«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Aber ich weiß es!« flüsterte er scharf. »Ich weiß es verdammt genau.«

»Und wen haben Sie umgebracht?« fragte ich.

»Wollen Sie raten?«

»Das hätte keinen Sinn. Ich kenne mich da wohl nicht aus, aber Sie werden es mir sagen.«

Zuvor gaben wir die Bestellung auf, und der Ober war der Meinung, daß wir eine gute Wahl getroffen hätten.

»Ich habe einen Mann umgebracht, einen Arzt. Ich habe ihn mir genommen und erwürgt. Es ging ganz einfach. Auf einmal war er tot, und ich war sein Mörder.«

Ich schwieg. Das Schweigen gefiel ihm nicht, es machte ihn nervös.

»Warum sagen Sie denn nichts?«

Ich hob die Schultern. »Meine Güte, was soll ich Ihnen dazu sagen? Es ist nicht mein Fall und…«

»Ich bin ein Killer!«

»Hatten Sie denn Gründe?«

»Und ob.«

»Aber Sie wollen nicht darüber reden, denke ich mal.«

Er schaute mich kurz an, schüttelte den Kopf und winkte dem Ober, weil er noch ein großes Bier haben wollte. »Später vielleicht, aber nicht jetzt. Ich wollte nur einmal testen, wie Sie sich verhalten.«

»Und? Habe ich die Prüfung bestanden?«

»Ja.«

»Danke.«

Wir schwiegen, aber Ferrano schaute mich mit einem Blick an, der mir nicht gefiel. In seinen Augen sah ich eine gewisse Skepsis, und ich beschloß, auf der Hut zu sein. Ich wußte ja, daß er einen Arzt umgebracht hatte, kannte aber die Zusammenhänge nicht. Und nun fühlte er sich vom Geist dieses Arztes bedroht.

»Warum fragen Sie nicht, weshalb ich ihn gekillt habe?«

»Geht es mich etwas an?«

»Nein, aber die meisten sind neugierig. Sie zucken auch zurück, wenn sich derjenige, mit dem sie zusammensitzen, als Killer entpuppt. Das haben Sie nicht getan. Sie haben es einfach hingenommen, als wäre es völlig normal. Das ist schon komisch. Sind Sie so abgebrüht?«

»Überhaupt nicht. Soll ich mir jetzt an den Kopf fassen und sagen: Himmel, ich habe einen Killer mitgenommen und sitze jetzt mit ihm an einem Tisch. Das hätte ich mir früher überlegen sollen.«

»Wenn Sie das so sehen…«

»Ist es falsch?«

Ob falsch oder richtig, Ferrano kam um eine Antwort herum, denn der kleine Ober brachte unser Essen. Das Steak war wirklich gewaltig, beinahe unverschämt, so etwas zu essen. Dazu kamen noch die

Bohnen und auch die Sauce. In einer separaten Schüssel lagen die kleinen gebackenen Kartoffeln, die zu meinem Hamburger nicht serviert wurden, dazu gab es normale Pommes frites. Zwischen den beiden Brötchenhälften klemmte ein saftiges Stück Fleisch. Salatblätter, Soße und Tomatenscheiben gehörten ebenfalls dazu, ebenso die Flasche Ketchup, die der Ober auf den Tisch stellte.

Wir waren zufrieden. Besonders Ferrano. Seine Augen glänzten. Er leckte sich wirklich über die Lippen, bevor er das Besteck in die Hände nahm.

Wir aßen.

Ich normal, mein Gegenüber hastig. Er hatten den Teller zu sich herangezogen und schaufelte die Fleischstücke in seinen Mund, als befürchtete er, ich könnte ihm etwas wegessen. Im Knast hatte es ihm bestimmt nicht so gut geschmeckt.

Auch das Bier trank er mit großen Schlucken, während ich mich ziemlich zurückhielt. Obwohl der Hamburger gut schmeckte, war es mir einfach zu viel, und als ich sah, wie Mickey Ferrano immer auf meinen Teller schielte, da fragte ich ihn, ob er etwas mithaben wollte.

»Wenn Sie es nicht schaffen…«

»Nein.«

»Dann her damit!«

Ich schob ihm meinen Teller zu. Er schaufelte gut ein Drittel des Hamburgers auf seinen Teller, die Fritten folgten, und er betrachtete alles mit einem zufriedenen Nicken.

Ich schob meinen Stuhl zurück und traf Anstalten, aufzustehen.

»Was ist los?«

»Ich muß mal für Königstiger.«

»Ah so.«

»Guten Hunger weiterhin.« Ich sah noch, wie er nickte und machte mich dann auf den Weg zu den Toiletten, dessen Besuch mir als Ausrede gedient hatte.

Natürlich würde ich dorthin gehen, ich hatte aber zugleich etwas anderes vor. Mein Chef, Sir James, sollte wissen, daß der Kontakt zustande gekommen war und sich die Dinge wohl erfolgreich entwickelten. Man kann über diese Handys denken, wie man will. Sie können ein Fluch sein, aber auch ein Segen. Ich brauchte mir keine Telefonzelle und keinen Apparat im Lokal zu suchen. Von der Toilette aus würde ich meinen Chef anrufen.

Ich ging durch einen Flur. Kaltes Licht breitete sich in einem fensterlosen Waschraum aus. Zwei Becken, ein Seifenspender, ein Kasten mit Papierhandtüchern an der Wand. An der Seite befand sich der Durchgang zu den Toiletten. Im Waschraum war ich allein, und als ich einen Blick in den zweiten Raum warf, sah ich auch dort niemanden.

Besser konnte es gar nicht laufen. Ich ging also schnell für Königstiger, wusch mir kurz die Hände und ging wieder zurück in den Toilettenraum, wo ich mich so hinstellte, daß ich die Eingangstür im Auge behielt.

Das Handy hielt ich bereits in der Hand und wählte. Zwar war es Mittag, aber einen Mann wie Sir James würde man kaum in der Kantine finden.

Er meldete sich auch recht bald und zeigte sich zufrieden, als er meine Stimme hörte.

»Dann leben Sie ja doch noch. Wo befinden Sie sich jetzt, John?«

Ich konnte das Lachen nicht unterdrücken, als ich ihm sagte, wo ich mich aufhielt.

»Oh, kein angenehmer Ort sicherlich, aber Sie werden Ihre Gründe dafür haben.«

»Ja, ich kann hier in Ruhe sprechen,«

»Wunderbar. Was macht Ihr Schützling?«

»Im Moment ißt er.« Mit der folgenden Erklärung faßte ich mich kurz, fügte aber alles Wichtige in die Sätze hinein.

Sir James wunderte sich darüber, daß alles so schnell und auch perfekt geklappt hatte.

»Zu perfekt, Sir?«

»Den Verdacht habe ich bald.«

»Ich bin mir auch nicht sicher, wenn ich ehrlich sein soll, aber ich nehme es, wie es kommt.«

»Und anvertraut hat er sich Ihnen noch nicht?«

»Nein, Sir, das nicht. Ich weiß von ihm nur, daß er jemanden umgebracht hat.«

»Warum sagte er nicht mehr?«

»Er ist mißtrauisch.« Ich wechselte den Apparat in die linke Hand. »Aus meiner Sicht nicht, aber wer kann schon sagen, wie Ferrano denkt?«

»Gut, Sie bleiben auf jeden Fall bei ihm.«

»Mal sehen, wie es läuft.«

»Ich kann mich ihm schlecht aufdrängen.«

Sir James überlegte einen Moment. »Da haben Sie recht, John, das können Sie nicht.« Dann sagte er: »Es ist auch möglich, daß alles nur ein Windei war und wir einem Hirngespinst hinterherlaufen. - Ist Ihnen dieser Gedanke noch nie gekommen?«

»Ich will es nicht hoffen.«

»Gut, John. Sollte er etwas merken, dann sehen Sie zu, daß Sie die Sache abblasen. Natürlich nur, wenn Sie sicher sind, daß es ein Schlag ins Wasser war. Ansonsten melden Sie sich wieder. Das war zunächst alles. Viel Glück noch!«

»Danke.«

Ich steckte den flachen Apparat wieder weg und war in diesem Augenblick mit mir selbst unzufrieden. Auch deshalb, weil ich einfach zuwenig über Ferranos Vorleben wußte. Ich hatte zwar die Akten einsehen können, deren Inhalt war jedoch nicht besonders ergiebig gewesen. In der Verhandlung hatte er sich über das Motiv seiner Tat nicht ausgelassen und nur einmal wie beiläufig erwähnt, daß er nicht allein an allem die Schuld trug. Über Hintermänner hatte er sich aber nicht ausgelassen. Sie blieben allein Gegenstand von Spekulationen.

Wie man es auch drehte und wendete, ich mußte versuchen, Ferrano zum Reden zu bringen, und zwar so, daß es nicht auffiel. Und er sollte mir auch über seine Probleme berichten, die ihn so stark beschäftigen.

Theorie, Vorsätze, wie auch immer. Jedenfalls wurde mein Vorsatz auf den Kopf gestellt, denn es kam anders. Ich hatte vorgehabt, die Toilettenräume zu verlassen, als ich plötzlich etwas spürte, aber nichts sah. Es war einfach vorhanden. Es breitete sich aus. Es kam von allen Seiten, doch ich selbst sah nichts, sosehr ich mich auch anstrengte. Beide Räume blieben leer.

Und doch war ich nicht mehr allein. Eine nicht beschreibbare Kraft oder Aura umgab mich, so daß ich mir vorkam wie der Mittelpunkt für dieses Andere. Deshalb ging ich zur Seite, um zu erfahren, ob ich die fremde Macht an einer anderen Stelle deutlicher oder abgeschwächt spürte, aber da tat sich nichts.

Etwas streifte mich.

Sehr schnell und huschend.

Ich schrak für einen Moment zusammen, drehte mich ebenso schnell und schaute ins Leere.

Was war hier? Was »meldete« sich aus einer anderen Welt oder einem anderen Reich? Mit Mickey Ferrano konnte es nichts unmittelbar zu tun haben, denn der saß im Lokal auf seinem Platz. Davon zumindest ging ich aus, da auch die Tür zu den Toiletten weiterhin geschlossen blieb.

Was sich hier abspielte, war einzig und allein eine Sache zwischen der anderen Kraft und mir.

Nun fiel mir auch die Kälte auf, mit der sich der Raum gefüllt hatte. Nicht die normale, winterliche Kälte, sondern eine, die aus einer tiefen Gruft hätte stammen können.

Mit einer normalen Waffe konnte ich da nichts ausrichten, deshalb ließ ich die Beretta auch stecken. Wichtiger konnte mein Kreuz werden, das sich allerdings noch nicht gemeldet hatte. Es gab keinen Wärmeschub, keinen Hitzestrahl. Das Metall war und blieb völlig normal, trotz der Veränderung der Umgebung.

Und doch zeigte sich der unheimliche Beobachter. Ob es langsam oder schnell gegangen war, hatte ich nicht mal nachvollziehen können, aber er war auf einmal da, und ich hatte ihn auch nur an der

rechten Seite meines Blickwinkels wahrgenommen.
Aus der Luft schien sich die Gestalt hervorgepreßt zu haben, wobei es ihr noch nicht vollständig gelungen war, denn sie wirkte wie ein langer Schatten, der plötzlich zwischen dem Boden und der Decke schwebte.
Ein grünlicher Strich, etwas zittrig, aber dennoch kompakt.
ER war es!
Ich hielt den Atem an. Okay, ich hätte damit rechnen können, aber daß er sich so plötzlich zeigte, das war für mich kaum nachvollziehbar. Und dieses Wesen sah tatsächlich so aus, wie ich es aus den Akten her kannte; dort waren Ferranos Beschreibungen ja festgehalten worden.
Eine geisterhafte Gestalt, die einen Kittel trug. Zumindest ging ich bei diesem grünen Schleier davon aus. Der Kittel reichte nur bis zum Hals, darüber hatte er ein Mundtuch gebunden, und der größte Teil seines Schädels wurde von einer Haube bedeckt.
Den Rest sah ich.
Und der reichte mir aus, denn er bestand aus einem dunkleren Gebein mit leeren Augenhöhlen und zwei kleinen Löchern, wo sich einst die Nase befunden hatte.
Der Arzt!
Nein, das stimmte auch nicht.
Es war das Skelett des Arztes oder der Geist desjenigen, den Mickey Ferrano ermordet hatte. Als Ungeheuer, als Skelett, als Geist oder wie auch immer war er zurückgekommen, um sich zu rächen, und zwar auf seine Art und Weise.
Aus den Akten wußte ich auch, daß dieses Wesen bei seinem Erscheinen stets mit einer Spritze bewaffnet war.
Auch hier war es der Fall, denn in der rechten Hand hielt er eine Spritze.
Das Ende der Nadel wies gegen die Decke. Er hatte den Arm angewinkelt, und die Spritze, in deren Kolben sich eine grünliche Flüssigkeit befand, war unnatürlich groß und wirkte in seiner durch einen Handschuh verdeckten Klaue wie eine gefährliche Waffe. Es war einer dieser dünnen Handschuhe, die eine normale Hand nicht verdeckten.
Bei ihm aber schimmerten Knochenfinger durch, und sie sahen einfach widerlich aus.
Wir standen uns gegenüber. Ich machte mir keine Gedanken mehr darüber, woher er gekommen sein könnte, ich konzentrierte mich bei ihm auf die Aura, die von ihm ausging.
Sie war etwas Besonderes.
Okay, sie war sicherlich auch gefährlich, nur nahm ich sie als ungewöhnlich wahr, wie ein tückischer Gruß aus einer verlorenen

Welt irgendwo im Kreisel fremder Dimensionen.
Oder war er aus dem Jenseits erschienen?
Nein, das wollte ich nicht unterschreiben. Zwischen dem Dies- und dem Jenseits existierten noch genügend Zwischenwelten, in der sich zahlreiche Wesen aufhalten konnten, von denen wir Menschen keine Ahnung hatten.
Über meinen Rücken rieselte es kalt. Ich merkte, wie sich mein Magen zusammenzog, aber ich fiel nicht in Panik. Auch vor der Spritze fürchtete ich mich nicht und überlegte, was ich gegen diese Gestalt unternehmen konnte.
Es sah nicht so aus, als wollte sie mich angreifen, aber ich hatte vor, dies zu ändern.
Ich ging einen Schritt auf diesen Dr. Sensenmann zu!
Er blieb stehen.
Ich ging weiter!
Er regte sich noch immer nicht.
Die Distanz zwischen uns schmolz. Ich geriet in eine Situation, bei der ich nicht wußte, wie sie enden würde. Der Knöcherne zeigte überhaupt keine Reaktion. Er wartete einfach ab, er wartete auf mich, und als ich abermals den Fuß nach vorn setzte, um die Distanz noch weiter zu verkürzen, da war er plötzlich weg.
Kein Geräusch drang an meine Ohren. Ich bekam auch diesen kühlen Luftzug nicht mehr mit, wie ich ihn schon einmal gespürt hatte, er hatte sich einfach aufgelöst, wahrscheinlich vermischt.
Der nächste Schritt brachte mich an die Stelle, wo er vor kurzem noch gestanden hatte.
Nichts war zu spüren. Kein magisches Echo mehr. Auch keine Erwärmung des Kreuzes, obwohl ich nicht glauben wollte, daß sich dieser Sensenmann immun dagegen gezeigt hätte.
Ich hatte den Begriff Sensenmann bereits übernommen und mußte darüber lächeln, denn im Prinzip war er das nicht. Aber Ferrano hatte ihn so bezeichnet, und deshalb sah ich die Dinge aus einem anderen Blickwinkel.
Der Tod, der Sensenmann, das Gerippe, das mordende Skelett, da traf eigentlich vieles zu, und es war letztendlich egal, als was man ihn bezeichnete.
Nicht eben beruhigt betrat ich den Waschraum, wo ich mich umschaute.
Er war leer. Kein Mensch, kein Geist, von mir einmal abgesehen. Nichts zu sehen.
Aber ich hatte nicht geträumt, und ich war mir sicher, daß ich einem gewissen Mickey Ferrano einige Fragen stellen würde. Wie lange ich mich in diesen Toilettenräumen aufgehalten hatte, wußte ich nicht. Es bestand durchaus die Möglichkeit, daß dieser Mann Mißtrauen

schöpfte, wenn ich an den Tisch zurückkehrte.

Im Lokal befanden sich die gleiche Anzahl von Gästen. Es hatte sich nichts verändert, das zumindest sah ich beim Eintreten. Als ich mich nach links wandte und somit den gesamten Gastraum überblicken konnte, blieb ich vor Überraschung für einen Moment stehen.

Der Platz, auf dem Mickey Ferrano gesessen hatte, war leer!

***

Ich wußte sofort, daß er sich aus dem Staub gemacht hatte, denn auf der Toilette hatte ich ihn nicht gesehen. Er war gegangen, er war weg, und ich fragte mich, was ich falsch gemacht hatte.

War ich zu unvorsichtig gewesen? Hatte ich ihn unterschätzt? Hatte er Verdacht geschöpft? Hatte ich mich verraten?

Ein Wunder wäre es nicht gewesen, denn Ferrano mußte nach den langen Jahren im Knast einfach mißtrauisch geworden sein. Besonders Fremden gegenüber, die ihn plötzlich in ihrem Auto mitnahmen und ihm noch eine Mahlzeit spendierten.

Das mußte ihm ja schräg kommen. Schließlich war die Welt in den Jahren, die er hinter Gittern verbracht hatte, nicht besser geworden.

Insofern war seine Reaktion verständlich.

Ich hatte kaum den Tisch erreicht, suchte ihn auch nach einer Nachricht ab, die ich leider nicht fand, als der kleine Ober mit wieselflinken Schritten herbeieilte und dabei ziemlich erleichtert aussah, wie es mir vorkam.

Wenigstens war jetzt einer zurückgekommen, an den er sich wegen der Rechnung halten konnte.

»Ihr Begleiter ist schon gegangen, Mister.«

»Ja, das sehe ich. Hat er etwas gesagt?«

»Nein.«

Das wollte ich nicht so recht glauben. »Hat er wirklich nicht gesagt, weshalb er so plötzlich verschwunden ist?«

»Wirklich nicht. Er stand auf und ging weg.« Der Ober hob die Schultern und deutete zur Tür.

»Schon gut«, sagte ich, um zu fragen: »Was habe ich zu zahlen?«

Der kleine Mann lächelte. »Die Rechnung habe ich schon fertig.« Er griff in die Tasche und holte sie hervor.

Um seinen Schreck abzuschwächen, legte ich noch ein Trinkgeld hinzu, für das er sich mehrmals bedankte, dann griff ich nach meiner Jacke und verließ das Restaurant.

Es war hoher Mittag, aber die Sonne leuchtete nach wie vor ziemlich blaß durch den dünnen Dunstvorhang. Es war nicht wärmer geworden, die Temperaturen hielten sich knapp unterhalb des Gefrierpunktes.

Nur der Wind war aufgefrischt. Bei dieser Kälte biß er in die

Gesichter der Menschen. Auf dem kurzen Stück zu meinem Wagen spürte ich ihn ebenfalls.

Ich schaute mich natürlich um, ob sich Ferrano noch in der Nähe aufhielt, es war müßig. Wenn er schlau war, hatte er sich so gut versteckt, daß ich suchen konnte, bis ich schwarz wurde. Zudem befanden wir uns hier nicht im freien Gelände. Die Auswahl war unendlich.

Ich hatte das Nachsehen, und das ärgerte mich. Was so gut begonnen hatte, war letztendlich zu einem Reinfall geworden, was auch an mir lag.

Ich hätte ihn einfach nicht aus den Augen lassen sollen. So gut, daß ich ihm vertrauen konnte, verstanden wir uns wirklich nicht, denn uns trennten Welten.

Ein Vorteil lag allerdings auf meiner Seite. Ich hatte diesen Dr. Sensenmann gesehen. Er war keine Einbildung gewesen. Es gab ihn tatsächlich, und deshalb würde ich auch weiterhin an diesem Fall dranbleiben.

Den Wagenschlüssel hatte ich schon aus der Tasche gezogen, öffnete die Tür, stieg ein, schaute dabei nach vorn, als ich den Wagenschlag wieder zuknallte, griff nach dem Gurt und war mit mir selbst beschäftigt.

Ein Automatismus, den ich eigentlich im Schlaf hätte durchführen können. Dabei blickte ich nach vorn, nicht in den Innen- oder Außenspiegel und auch nicht zur linken Seite.

Von dort kam er.

Und er war blitzschnell. Plötzlich riß Ferrano die Tür auf, ließ sich auf dem Beifahrersitz fallen, sagte drohend: »So!« und unterstrich diese Drohung mit einem Messer, das er mir von der Seite her gegen die Kehle drückte…

***

Ich wußte, daß er ein Killer war, und ahnte, daß es ihm nicht viel ausmachen würde, auch einen zweiten Menschen umzubringen.

Deshalb blieb ich sitzen, ohne mich zu rühren, und hörte seine leise, aber gefährlich klingende Stimme: »Die Hände ans Lenkrad und keine Bewegung!«

»Ist gut.« Ich umfaßte den kalten Ring und blieb sitzen, ohne mich zu bewegen.

Neben mir hörte ich ihn atmen. Er stand unter Druck. Der Atem zischte nur so aus seinem Mund und gegen mein Gesicht. Ich konnte riechen, was er gegessen hatte.

Als ich nach links schielte, da sah ich auch, daß sein Gesicht hochrot angelaufen war. Dieser Mann stand unter Druck. Der kleinste Fehler auf meiner Seite konnte bei ihm die Grenzen sprengen, und das wollte

ich nicht riskieren.

Außerdem drückte er das Messer gegen meinen Hals! Die Spitze der Klinge hatte bereits eine kleine Wunde hinterlassen. Mochte der Teufel wissen, woher er sich diese Waffe geholt hatte.

Ich blieb ruhig und wartete darauf, daß er irgend etwas unternahm. Das wiederum trat zunächst nicht ein. Er wartete tatsächlich einige Sekunden ab, wahrscheinlich auch deshalb, um sich zu beruhigen, und ich war froh, daß die Spannung etwas aus dieser Situation herausgenommen wurde.

»Alles klar, Mickey, Sie brauchen nichts zu befürchten. Ich werde mich vernünftig verhalten.«

»Ich nichts befürchten?« heulte er leise auf. »Du bist es doch, Sinclair, du!«

»Warum?«

»Glaubst du denn, daß ich mich verarschen lasse?«

»Das müßten Sie mir erklären, Mickey.«

»Ich liebe Menschenfreunde«, erklärte er lachend. Aber es hörte sich so an, als könnte er nichts glauben. »Ja, ich liebe Menschenfreunde, aber ich weiß auch, daß es sie nicht gibt. Da können selbst sieben Jahre im Knast nichts daran ändern, verstehst du? Es gibt keine Menschenfreunde. Es hat sie nie gegeben, und es wird sie auch nicht mehr geben. Das wollte ich dir erst mal sagen.«

»Schön. Und weiter?«

»Du bist auch kein Menschenfreund?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Niemand interessiert sich für einen Entlassenen. Die Panne habe ich dir nicht geglaubt. Den Vertreter nehme ich dir auch nicht ab, denn dir fehlt einfach der Stallgeruch. Aber du hast einen anderen, dessen Wahrnehmung ich auch im Knast nicht vergessen habe. Du stinkst mir nämlich zu sehr nach Bulle. Klar?«

»Sicher. Sie meinen einen Polizisten.«

»So ist es.«

»Was soll ich tun?«

»Die Wahrheit sagen.«

»Schön. Und dann?«

»Sehen wir weiter.«

»Mit oder ohne Messer?«

»Das kommt auf dich an, John. Wenn du meinst, daß ich bluffe, dann versuche es. Bist du aber anderer Meinung, rück mit der Sprache heraus! Ich will die Wahrheit wissen.«

»Das gefällt mir.«

Mit dieser Antwort konnte er nichts anfangen. Er war einfach zu überrascht. Sogar die Messerspitze zuckte zur Seite und schrammte über meine Haut.

Ich rührte mich nicht, sondern fragte nur: »Bist du okay?«
»Ja, ich schon.«
»Dann werde ich dir sagen, daß dich dein Instinkt nicht getäuscht hat. Ich bin Polizist.«
»Sehr gut.«
»Und ich bin froh, daß ich Sie gefunden habe, Ferrano, wirklich froh. Ob Sie es nun glauben oder nicht.«
»Versuchen Sie doch, mich davon zu überzeugen.«
»Gern.«
»Ich höre.«
Den richtigen Einstieg hatte ich mir schon zurechtgelegt und fragte ihn zunächst: »Sagt Ihnen der Name Ellis McTuff etwas?«
Ob er überrascht war oder ob er durch den Mund oder durch die Nase die Luft ausstieß, war für mich nicht nachvollziehbar, jedenfalls hörte ich dieses Geräusch überlaut und merkte, wie er sich innerlich verkrampfte.
Er schien diesen Mann nicht zu mögen.
»Ich warte auf eine Antwort.«
»Was soll das? Ich kenne ihn natürlich. Er ist der Direktor dieses verdammten Zuchthauses.«
»Gut.«
»Wieso gut?«
»Lassen Sie mich weitererzählen. Sie selbst haben doch den Anstoß gegeben. Sie sind zu ihm hingegangen und haben McTuff von Ihren Ängsten und Erlebnissen berichtet. Oder nicht?«
»Ja, das habe ich.«
»Und Sie waren sicherlich sauer, daß Sie keine Reaktion erlebt haben, denke ich.«
»Stimmt.«
»Nun haben Sie die Reaktion, Ferrano. Man hat Ihnen geglaubt. Man hat nur anders reagiert, als Sie es sich vorgestellt haben, möchte ich mal sagen.«
Er blieb ruhig, ganz ruhig. So still, daß ich mich schon fürchtete, etwas Falsches gesagt zu haben. Ich schielte wieder zur Seite, um die Klinge im Auge zu behalten. Sie bewegte sich nicht, doch über meinen Hals rann ein Tropfen Blut, der eine schmale, rote Bahn hinterließ.
»Sonst noch was?«
»Ich soll Ihnen helfen, das ist alles.«
Plötzlich lachte er und zog auch die Klinge zurück, hielt sie aber so, daß sie von der Seite her auf meinen Körper wies. »Helfen sollen Sie mir?«
»Ja.«
»Ein Bulle?«
»Was hatten Sie denn gedacht? Haben Sie damit gerechnet, daß man

Ihnen einen Schutzengel schickt?«
»Nein, das nicht. Aber Bullen sind nicht dazu da, um einem entlassenen Knastbruder zu helfen.«
»Sorry, aber das sehe ich anders. Außerdem bin ich kein gewöhnlicher Bulle, um bei Ihrer Ausdrucksweise zu bleiben. Ich bin jemand, der sich - sagen wir mal - mit gewissen Dingen beschäftigt, die jenseits des Üblichen liegen. Um es einfacher auszudrücken: Ich mache Jagd auf Geister oder Spukgestalten. Ist Ihnen jetzt wohler?«
»Nein!«
»Warum nicht?«
»Weil ich dir das nicht glauben kann, verdammt noch mal!«
Allmählich bekam ich wieder die Oberhand. »Was haben Sie sich denn gedacht? Wie hätte McTuff denn reagieren sollen? Oder anders gefragt: Was hätten wir tun sollen?«
»Das weiß ich nicht.«
»Wir haben das Richtige getan, Ferrano. Wir sind es gewesen, die Ihnen geglaubt haben, als uns die Dinge weitergeleitet wurden. Ihr Direktor hat meinen Chef in London auf irgendeiner Feier getroffen und von Ihren Problemen berichtet. Und mein Chef hat es nicht als Spinnerei abgetan und mich zu Ihnen geschickt. So einfach ist das. Wäre ich zu Ihnen in den Knast gekommen, um mich dort als Polizist erkennen zu geben, hätten Sie mir sonst etwas erzählt, nur nicht die Wahrheit. Also mußte ich es auf eine andere Art versuchen, die ja zuerst recht gut geklappt hat.«
Er schwieg.
Ich drehte etwas nach links, was Ferrano geschehen ließ. Auf das Messer achtete ich nicht, aber ich hatte gesehen, daß er es aus einem Besteckkasten im Lokal genommen haben mußte, denn dort lagen die scharfen und mit einem Sägeblatt versehenen Steakmesser.
»Was ist, wenn ich dir glaube?«
»Keine Ahnung. Aber ich würde Ihnen raten, es zu tun. Nur so können wir den Fall aufklären.«
Der Mann neben mir verengte die Augen. »Und wie steht es mit dir, Sinclair? Glaubst du mir auch?«
»Was?«
»Die Geschichte, die ich dem Direktor erzählt habe. Von Dr. Sensenmann, wie ich ihn taufte.«
Ich nickte, und in meinem Gesicht zeigte sich nicht die Spur von Skepsis.
»Ja, ich glaube Ihnen. Ich glaube Ihnen alles, sogar jedes Wort. Sind Sie nun zufrieden?«
»Nein.«
»Schade. Warum nicht?«
»Weil es unglaublich klingt und auch ist. Ich kenne euch Bullen. Ihr

seid immer nur an einer schnellen und rationalen Aufklärung interessiert. Mischen aber exotische Mächte oder Kräfte mit, haltet ihr uns für verrückt. So ist es doch - oder?«

»Leider, Mickey. Im Prinzip gebe ich Ihnen ja recht. Aber Sie sollten auch daran denken, daß ich anders bin.«

»Ja, das sagtest du.«

»Ich habe es nicht nur gesagt.« Ich drehte mich so herum, daß wir uns gegenseitig in die Augen schauen konnten. »Ich habe es sogar erlebt, und ich habe einen Beweis, wenn Ihnen das mehr hilft.«

Der letzte Satz hatte ihn doch etwas aus der Fassung gebracht, und er suchte nach Worten. »Beweis?«

»Genau den?«

»Was denn für einen?«

»Es gibt diesen Geist, Ferrano. Ja, es gibt ihn. Ich habe ihn selbst gesehen.«

»Nein!«

»Warum nicht!«

»Du bist nicht in meiner Zelle gewesen. Du hast nichts mit ihm zu tun, verdammt!«

»Ich habe auch nicht davon gesprochen, daß es in der Zelle geschehen ist.«

»Aha.« Er kicherte plötzlich. »Wo dann?«

»Auf der Toilette. Im Waschraum des Steakhauses. Oder weshalb hätte ich mich dort länger aufhalten sollen? Weil es mir einfach Spaß macht, auf den keramischen Anstalten zu sein? Das glauben Sie doch selbst nicht. Ich habe es dort gesehen.«

Er überlegte einen Augenblick. Auf seiner Stirn bildete die graue Haut eine Furche. »Wie sah Dr. Sensenmann aus?«

Ich gab ihm eine Beschreibung. Er hörte sehr gut zu, und ich ließ ihn dabei auch nicht aus den Augen.

»Ja, das stimmt.«

»Sehen Sie?«

Sein Plan schien gescheitert. Er machte den Eindruck eines Mannes, der nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte. Dabei bewegte er seinen Mund wie jemand, der an einem Problem regelrecht herumkaut. Er krauste die Stirn und stellte dann die für ihn entscheidende Frage: »Es hat dich nicht gekillt?«

»Nein, sonst säße ich nicht hier.«

»Warum hat es das nicht getan?«

»Ich konnte es leider nicht fragen. Oder haben Sie schon mit ihm gesprochen?«

»Quatsch, Bulle! Es hat mir Angst eingeflößt. Eine verdammte und hündische Angst. Ich war wie von Sinnen. Ich kam ja nicht mehr mit mir zurecht, wenn es erschien.«

»In Ihrer Zelle?«
»Ja, in der Nacht, und ich weiß, daß es nicht nur einfach kommt, sondern auch tötet.«
»Das ist mir neu.«
Ferrano schaute mich mit einem Blick an, der sagen wollte: Ich habe zuviel gesagt.
Ich blieb allerdings beim Thema. »Sie haben also erlebt, daß Dr. Sensenmann tötet?«
»Ja, verflucht!«
»Wen hat er getötet, und wo ist das geschehen?«
So kooperationsbereit er sich auch in den letzten Minuten gezeigt hatte, so sehr verschloß er sich plötzlich. Als wäre er eine Perle, die sich in ihr Haus zurückzieht.
Das blieb mir nicht verborgen. Deshalb stellte ich eine weitere Frage.
»Was ist los? Was haben Sie?«
»Lassen Sie es auf einen Versuch ankommen.« Ich gab ihm die nötige Zeit, um nachzudenken. Inzwischen holte ich ein Taschentuch hervor, mit dem ich das Blut von meinem Hals wegtupfte. Dicke Flecken blieben im Stoff zurück. Zum Glück blutete die Wunde nicht mehr.
»Mir glaubt doch kein Schwein!«
»Da ich nicht grunze, sehe ich mich auch nicht als Schwein an. Reden Sie, Mickey.«
»Gut, gut.« Ferrano nickte. »Dr. Sensenmann hat heute morgen jemanden getötet. Ich weiß nicht, ob der Mord schon entdeckt wurde, durchaus möglich, denn ich habe zur eigenen Sicherheit dafür gesorgt, daß er so lange vertuscht wird wie möglich, sonst wäre alles auf mich zurückgefallen.«
»Bitte von vorn, Mickey.«
Meine Stimme mußte ihm wohl Vertrauen eingeflößt haben, denn von nun an nahm er kein Blatt vor den Mund. Er redete so heftig, wie ein Wasserfall sprudelt. Immer wieder beteuerte er zwischen den Sätzen seine Unschuld. Daß er den Direktor in den Schrank gesteckt hatte, sah er als »Nothilfe« an. Aber andere würden wohl nicht so denken.
»Gut, daß Sie es mir gesagt haben, Mickey.«
Ferranos Haltung hatte sich versteift. Er sah aus, als wüßte er nicht, ob er fliehen oder mich angreifen sollte. Deshalb tat er nichts von beiden und blieb sitzen.
»Ja, es ist gut gewesen!« wiederholte ich.
Durch den offenen Mund saugte er den Atem ein. »Verdammt noch mal, du glaubst mir?«
»Warum nicht? Ich habe ihn doch gesehen. Allerdings frage ich mich, weshalb dieser Geist McTuff umgebracht hat. Und weshalb er überhaupt entstanden ist.«

»Keine Ahnung.«

Ich lächelte zuversichtlich. »Wir werden es herausfinden, denke ich mal. Eines scheint allerdings festzustehen.«

»Was?« fragte Ferrano hechelnd. Er griff nach jedem Strohhalm. »Was steht fest?«

»Daß dieser Dr. Sensenmann auf die eine oder andere Art Rache an Ihnen nehmen will, um sie in eine Situation zu versetzen, die sie unweigerlich wieder zurück in den Knast bringt, wo sie ihm dann wehrlos ausgeliefert sind.«

»Klar, klar!« Er antwortete heftig, und seine Augen glänzten dabei. »So und nicht anders muß es sein.«

»Dabei wollen wir es belassen. Sie stehen jetzt unter meinem Schutz, und darauf können Sie sich verlassen.«

Ich hatte keine Dankbarkeit erwartet, auch nicht dieses schrille Lachen.

Ich schrieb es seiner Nervenanspannung zu. Er lieferte mir auch eine Erklärung. »Nie im Leben hätte ich gedacht, daß ich mal mit einem Bullen zusammenarbeite. Es ist wirklich der nackte Wahnsinn! Ehrlich, Mann.«

»So etwas kann auch ganz fruchtbar sein. Wir standen auf verschiedenen Seiten, das wollen wir vergessen und uns um den Fall kümmern. Es geht um diesen Arzt.«

»Klar.«

»Den Sie ermordet haben?«

»Auch klar. Ich gebe ja zu, daß ich ihn umgebracht habe. Das habe ich auch gewollt.«

»War das Ihr Motiv, Mickey?«

Diese Frage erstaunte ihn. »Wieso kommen Sie darauf?«

»Ganz einfach. Ich stehe noch immer vor einem Rätsel. Aus den Unterlagen ging leider nicht hervor, weshalb und warum Sie diesen Dr. Sensenmann getötet haben. Eine Frage zuvor: Kennen Sie noch seinen richtigen Namen?«

»Ja, Peter Sloane.« Er sprach ihn so aus, als wollte er dem Arzt jeden Augenblick die Kehle zusammendrücken.

»Gut, wunderbar.«

Ich brauchte die nächste Frage nicht zu stellen, denn Ferrano redete weiter. »Dieser Sloane war ein Schwein, eine menschenverachtende Drecksau. Er mußte weg, und ich habe dafür gesorgt.«

»Was hat er Ihnen getan? Jeder Mensch, der einen anderen tötet, wird doch ein Motiv gehabt haben?«

»In der Regel ist das so, aber nicht bei mir. Ich hatte kein persönliches Motiv.« Er schüttelte den Kopf. »Aber das müßte Ihnen doch wohl bekannt gewesen sein.«

»Sorry, aber darüber habe ich weder etwas gehört noch gelesen. Das

können Sie glauben und auch lassen, aber es ist so. Ich weiß von keinem Motiv.«

Er knirschte vor Wut mit den Zähnen. »Dann haben die Schweine das aus den Akten gelöscht oder erst gar nicht aufgenommen.«

Jetzt wurde ich hellhörig. »Wie meinen Sie das denn, Mickey?«

»Ja, das ist - verdammt, ich habe doch bei dem Prozeß erklärt, daß ich angeheuert worden bin, um diesen Hundesohn zu killen.«

»Ein Mord auf Bestellung?«

»Ja, wenn Sie es so sehen.«

»Dann sind Sie ein Mietkiller.«

»So habe ich mich nie gesehen. Ich wurde in gewisser Weise dazu gezwungen. Ich stamme aus Albanien und habe damals für den Osten ein wenig spioniert. Man hat mich erwischt und hätte mich natürlich ausweisen oder hier einsperren können. Nach langen Gesprächen mit der damaligen Gegenseite gab man mir eine Chance. Ich durfte hier im Land bleiben, kriegte eine neue Identität, wurde bezahlt, regelmäßig, mußte mich aber für die Organisation bereit halten.«

»Für den Geheimdienst?«

»Ja. Oder auch Staatsschutz.«

»Man heuerte Sie als Killer an?«

»Richtig.«

»Und Sie töteten auch?«

Ferrano hatte jetzt Vertrauen zu mir gefunden und bestätigte auch dies.

»Ich tat es aus der Überzeugung, meinen Landsleuten zu helfen.«

»Und wen ermordeten Sie?«

»Mit Sloane waren es drei.«

»Die beiden anderen…«

»Ist doch unwichtig, Sinclair.« Er winkte ab. »Sie waren ja auch Killer.«

Ich nickte ihm zu. »Kommen wir zu Dr. Sloane. Weshalb sollte er sterben?«

Ferrano schaute mich an, während er nachdachte. »Wenn ich das wüßte, verdammt. Wenn ich das nur wüßte. Ich habe den Auftrag bekommen, ihn umzulegen.«

»Hat man Sie nie in die Motive oder Gründe eingeweiht?«

»So gut wie nie.«

»Ach bei Sloane nicht?«

Er hob die Schultern. »Ich kenne oder kannte Sloane nicht. Habe aber gehört, daß er so etwas wie ein Privatgelehrter sein sollte. Er hat in seiner Klinik wohl Experimente durchgeführt, die meinen Auftraggebern mißfielen.«

»Welche?«

»Kann ich nicht sagen. Jedenfalls keine, die in irgendeinem TV-

Magazin behandelt werden - dürfen.«
Ich hatte bereits einen Schritt weiter gedacht. »Und Sie glauben, daß unser Geheimdienst mitgemischt hat?«
»Ja, John, ziemlich kräftig sogar. Sie müssen Sloane unterstützt haben und ließen ihn später fallen, als er vielleicht nicht mehr so wollte wie sie. Das glaube ich. Davon bringt mich auch niemand ab, wenn du verstehst.«
»Da fahren wir auf einem Gleis. Auch ich bin kein großer Freund der Geheimdienste. Aber davon einmal abgesehen. Wichtig sind ja die Experimente.«
»Frag mich nicht danach.«
»Trotzdem möchte ich dabei bleiben. Gehen wir mal davon aus, daß es sich um Forschungen handelt, die sich in einem Bereich bewegen, der in das Okkulte hineinrutscht, so haben Sie auch keine Ahnung, was es gewesen sein könnte?«
»Nein, damit habe ich mich nie beschäftigt. Ich habe ihn mit den eigenen Händen erwürgt.« Er hob sie an und zeigte sie mir. Das Messer lag inzwischen auf seinen Beinen. »Mit den eigenen Händen, aber was er getan hat, kann ich nicht sagen. Das mußt du schon herausfinden.«
»Da bleibt mir wohl nichts anderes übrig. Aber alles der Reihe nach.«
»Was willst du denn im Fall des Direktors unternehmen?«
»Nichts.«
Ferrano war erstaunt. »Wirklich nichts? Wieso das denn nicht? Da komme ich nicht mit.«
»Ich bin zwar Polizist, aber ich möchte von den Kollegen nicht aufgehalten werden, verstehen Sie? Es würde uns Zeit kosten, und die haben wir nicht.«
»Sehr gut.«
»Eine andere Frage: Was hatten Sie eigentlich vor, wenn Sie mich nicht getroffen hätten?«
Mickey Ferrano überlegte eine Weile. »So genau weiß ich das nicht. Ich wollte erst mal in die Stadt.«
»Okay, akzeptiert. Aber Sie rechneten auch damit, von diesem Dr. Sensenmann verfolgt zu werden?«
»Ja.«
»Und weiter? Was hätten Sie getan, wäre es zu einem Zusammentreffen außerhalb der Zuchthausmauern gekommen?«
»Keine Ahnung.«
»Sie rechneten aber damit. Sie haben es sich sogar gewünscht, kann ich mir vorstellen.«
»Im Prinzip schon.«
Ich kreiste mit dem ausgestreckten Finger in der Nähe meines Kopfes.
»Und was haben Sie sich ausgedacht? Welcher Plan hat Gestalt

angenommen?«

Er senkte den Blick und starrte auf die Hände. »Auch wenn Sie mich für verrückt halten, ich wollte hier in Liverpool den Friedhof besuchen, auf dem Sloane begraben liegt. Ich wollte mir sein Grab anschauen.«

»Und später?«

»Wäre ich an den Ort meiner Tat zurückgekehrt, wie man so schön sagt. Es ist verrückt, ich weiß, und durch den Tod des Direktors auch überholt, aber ich kann nichts dazu. Es ist wie ein wahnsinniger Drang, der mich leitet.«

»Ist für mich verständlich. Kann ich davon ausgehen, daß Peter Sloane seinem Job nicht in einem normalen Krankenhaus nachgegangen ist?«

»Das kannst du. Er war ein Privatforscher. Seine Klinik liegt nicht weit von hier entfernt. Was sich jetzt darin befindet, das weiß ich nicht. Ich habe versucht, es herauszufinden, aber im Knast gibt dir keiner eine vernünftige Antwort.«

Das konnte ich mir denken. »Gut, Mickey, was Sie vorhatten, ist gar nicht mal so schlecht. Deshalb bin ich der Meinung, daß wir es gemeinsam versuchen sollten.«

»Ach - du willst mit?«

»Ja, zum Friedhof und auch später zu seiner Forschungsstätte.«

Mickey Ferrano ließ das Messer jetzt endgültig verschwinden. »Okay, dann fahren wir.« Er kicherte und schüttelte den Kopf. »Ich komme mir vor wie in einem der Filme, die wir hin und wieder im Knast gesehen haben. Wo zwei Bullen zusammenarbeiten müssen, die sich überhaupt nicht ausstehen können. Aber vielleicht ändere ich bei dir meine Meinung.«

Ich hob nur die Schultern und startete.

***

Mir waren ja viele Friedhöfe bekannt, und ich war auch nicht zum erstenmal in Liverpool, aber den, auf den mich Mickey Ferrano führte, den kannte ich bisher nicht.

Es war keiner der großen und anonymen Sorte, sondern einer, den auch Spaziergänger benutzten oder Nostalgiker, die sich für alte Grabsteine interessierten.

Keiner von uns hatte eine Ahnung, wo wir nach dem Grab des Ermordeten suchen mußten, und deshalb fragten wir bei einem Gärtner nach, der trotz der Kälte noch auf dem Friedhof zu tun hatte. Es war noch ein junger Mann, in dessen Ohren die kleinen Lautsprecher eines Walkman steckten. Der Bügel war unter einer roten Strickmütze verborgen. Mit der hätte er auch als Nikolaus durchgehen können.

Erst als ich ihn anstieß - das Ansprechen hatte er nicht gehört - schaute er hoch.

Ich deutete auf seine Ohren. Nur widerwillig drehte er den Lärmpegel herunter und fragte: »Was wollen Sie?«

»Nur eine Auskunft.«

»Die gebe ich nicht.«

Der Gärtner gehörte zu den Menschen, die die Freundlichkeit nicht eben gepachtet hatten. Ich wollte mich mit ihm auch nicht lange auseinandersetzen, zeigte ihm meinen Ausweis und bekam nun eine Antwort auf meine Frage.

So erfuhren wir, daß dieser Dr. Peter Sloane auf dem alten Teil des Friedhofs lag. Sein Grab war angeblich nicht zu übersehen, da der Grabstein die Form einer Pyramide aufwies.

»In der Nähe befindet sich auch die Außenmauer«, fügte er noch hinzu.

»Danke«, sagte ich und lächelte ihn an.

Der Gärtner stellte seine Musik wieder lauter, kaum daß wir uns umgedreht hatten. Ich wollte von Mickey Ferrano wissen, ob ihm der Friedhof bekannt war, doch er schüttelte den Kopf. »Der nicht.«

»Gut, dann suchen wir.«

Da wir die Richtung kannten, war es nicht so tragisch. Das schöne und nicht zu kalte Winterwetter hatte auch einige Spaziergänger angelockt, aber es waren nicht zu viele, so daß sich die Menschen auf dem Areal schon verliefen.

Wir sahen auch schon die alte Mauer. Dahinter führte eine Straße entlang. Wir hörten ein paar Autos.

Schweigend schritten wir nebeneinander her. Mein Begleiter war nervös.

Er schaute sich öfter um als ich. Vielleicht vermutete er den Verfolger irgendwo auf dem Areal. Versteckt hinter den kahlen Bäumen oder als Gespenst im Geäst hockend.

Er sah ihn nicht.

Wir erreichten das Grab nach knapp zehn Minuten Fußweg. Der Stein sah wirklich ungewöhnlich aus. Auf der Mitte des Grabes ragte die Pyramide in die Höhe. In seine Vorderseite war der Name des hier Begrabenen eingraviert worden.

Im Laufe der Jahre hatte auch diese Pyramide eine gewisse Patina bekommen. Dort wuchs eine dünne Moosund Algenschicht, das Grab selbst wirkte alles andere als gepflegt, was in mir eine Frage aufwarf.

»Sie wissen nicht, ob dieser Sloane Verwandte gehabt hat?«

»Nein. Wenn ja, dann hatte er sicherlich keinen Kontakt zu ihnen. Vor lauter Forschungsarbeiten hatte er keine Zeit für sie.«

»Woran hat er geforscht?«

»Das weiß ich nicht genau.«

»Aber Sie waren in dem Haus.«

Er nickte. Der Atem kondensierte vor seinen Lippen. »Das stimmt alles. Nur bin ich kein Fachmann. Ich habe da ein Labor gesehen, das war auch alles.«

»Und in Ihrer Zelle erschien er Ihnen als Geistererscheinung.«

»Stimmt.«

»Mit einer Spritze.«

»Richtig.«

»Deren Inhalt er ihnen injiziert hat.«

Mickey Ferrano starrte mich an. Plötzlich pfiff er durch die Zähne. »Ja, sogar in der letzten Nacht.« Mickey wirkte plötzlich etwas fahrig und trat zur Seite. »Moment mal, Meister. Meinst du, daß es sich um das Serum handelt, das er in seinem Labor entwickelt hat?«

»Davon sollte man eigentlich ausgehen.«

»O Scheiße«, flüsterte Ferrano. »Aber, verdammt noch mal, ich spüre nichts.«

»Das ist gut.«

»Aber es kann noch kommen, nicht?«

»Keine Ahnung, Mickey. Fragen Sie mich nicht zuviel. Es ist einfach alles möglich. Wir können und dürfen nichts ausschließen. Ich finde es gut, daß Sie sich nicht verändern, aber eine Bank möchte ich darauf nicht bauen. Ich könnte mir auch eine Langzeitwirkung vorstellen.«

Ferrano knetete sein kaltes Gesicht. »Sie rechnen wohl damit, daß ich mich verändere!«

»Möglich.«

»Das ist ein Hammer«, flüsterte er. »Das ist, verdammt noch mal, ein Hammer. Dann könnte ich möglicherweise zu dem werden, was auch dieser verdammte Arzt geworden ist. Er wird sich das Zeug bestimmt auch selbst gespritzt haben.«

»Es ist auf jeden Fall nicht von der Hand zu weisen.«

Er schwieg. Ich sagte auch nichts, weil ich ihn nicht stören wollte. In unserer Umgebung war es still. Die Sonne stand fahl hinter dem blattlosen Geäst der Bäume. Als ich die Geräusche hörte, drehte ich mich nach rechts.

Eine Frau schlenderte auf uns zu. Sie trug ein Kopftuch, einen langen, weiten, dunklen Mantel. Sie hinkte etwas in den klobigen Schuhen. In der rechten Hand hielt sie eine Tragetasche. Vom Gesicht sah ich nicht viel, weil sie das Tuch ziemlich weit in die Stirn gezogen hatte, um sich vor der Kälte zu schützen.

Sie kam auf uns zu, schaute auch gegen die Gräber und würde hinter uns vorbeigehen.

Mickey Ferrano dachte noch immer an das Serum in seinem Innern.

»Verändern«, sagte er. »Verdammt noch mal, ich weiß es nicht. Ich möchte es auch nicht. Ich ärgere mich jetzt auch, daß ich

hergekommen bin. Am liebsten wäre es mir gewesen, wenn ich meinen ersten Plan durchgeführt hätte…«

»Wie sah der aus?«

»Verschwinden. Außer Landes gehen.«

Ich nickte. »Warum haben Sie es nicht getan?«

»Wegen Dr. Sensenmann.«

»Nur seinetwegen?«

»Nein.«

»Was noch?«

Er knurrte. »Verdammt noch mal, frag nicht so viel! Es gab noch einen anderen Grund.«

»Der Geheimdienst.«

»Ja, denn diese Typen vergessen nichts. Gar nichts, Sinclair. Wahrscheinlich bin ich einer der Nägel in ihrem Fleisch, eine Altlast, wie man so schön sagt, die entsorgt werden muß.«

Wir hörten hinter uns das leise Lachen.

Die Frau, dachte ich sofort, aber sie konnte nicht gelacht haben, denn das Geräusch stammt von einem Mann, und ich spürte, wie sich in mir etwas zusammenzog.

»Nicht rühren, nicht bewegen, nur stehenbleiben!« sagte eine Männerstimme, in der kein Quentchen Gefühl mitschwang. So redeten nur Profis. »Dann ist die Sache schnell vorbei!«

Ich hob leicht die Hände an und spreizte sie auch vom Körper weg. Neben mir flüsterte Ferrano: »Jetzt haben sie uns!«

»Wer?«

Er wollte eine Antwort geben und hatte bereits den Mund geöffnet, aber die Person hinter uns war schneller. Wir hörten einen dumpfen Laut, als hätte jemand einen Korken aus der Weinflasche gezogen.

Aber hier trank niemand Wein. Dieser Laut hatte andere Gründe. So klang ein Schuß, wenn man einen Schalldämpfer vor die Waffe schraubte.

Neben mir ging Ferrano nach vorn.

Nein, er ging nicht.

Er tat nur einen halben Schritt, dann kippte er dem Grab des Arztes entgegen.

Ich drehte mich trotz der Warnung um.

Einen wütenden Laut hörte ich noch, spürte den Luftzug, und mich erwischte etwas in Höhe des linken Ohrs. Im Kopf sprühten plötzlich Sterne. Daß ich fiel, merkte ich nicht, ich hatte mich erst einmal verabschiedet…

***

Aber nicht für lange, und ich war auch nicht richtig bewußtlos geworden.

Ich spürte die Kälte des Bodens unter meinem Körper und ärgerte mich darüber, daß meine Augen so verklebt waren und ich Mühe hatte, sie zu öffnen. Zudem arbeitete ein Hammerwerk in meinem Kopf. Das verdammte Tuckern störte mich gewaltig, aber ich war nicht zum erstenmal niedergeschlagen worden, und es hätte auch schlimmer kommen können.

Gefunden hatte mich noch niemand. Ich wälzte mich mühsam herum und stieß gegen die vordere Kantsteinbegrenzung des Grabs. Mit den Haaren und der Stirn schrammte ich daran entlang.

Ein leiser Fluch drang über meine Lippen. Mit offenen Augen schaute ich schräg in die Höhe, sah auch einen Teil des Himmels und davor die braungrauen Äste der Bäume.

Hinter dem Ohr war die Haut durch den Schlag aufgeschrammt. Blut rann aus der Wunde, aber nicht deswegen fluchte ich leise, sondern darüber, wie man uns reingelegt hatte.

Es war die angebliche Frau gewesen, die auch geschossen hatte. Ein Mann als Frau verkleidet. Hinkend, in einen alten Mantel gehüllt, mit einer unauffälligen Tasche in der rechten Hand.

Am Kantstein des Grabs stemmte ich mich ab. Dabei zog ich die Knie an und kam so mühsam auf die Beine. Schwindelgefühl und Kopfschmerzen machten mir schwer zu schaffen.

Schwankend blieb ich stehen, nach vorn gebeugt. Ich hatte Mühe, nicht umzukippen.

Nur langsam bog in den Rücken durch und saugte dabei die kalte Luft ein, die in meinen Lungen stach.

Diese Dinge waren mir nicht neu. Ich kam langsam wieder zu mir, holte noch ein paar Energien aus mir heraus, und der Schwindel verschwand intervallweise, aber der verdammte Druck blieb auch weiterhin in meinem Hinterkopf.

Mein Blick fiel nach vorn und damit auf das Grab. Ich erstarrte!

Mickey Ferrano war auf die Grabfläche gefallen, wo er bäuchlings lag.

Ich wußte sofort, daß er nicht mehr lebte, denn in seinem Hinterkopf malte sich ein böses Einschußloch ab.

Der Killer hatte ihn erwischt!

Ich knirschte mit den Zähnen. Ich war wütend, sauer, machte mir die größten Vorwürfe, und ich konnte mir auch vorstellen, wer sich da auf unsere Fersen gesetzt hatte.

Der Arm des Geheimdienstes war lang, verdammt lang sogar. Oder auch zu lang. Sie trieben ihr eigenes Spiel und nahmen selten auf etwas Rücksicht.

Hier hatte der Mörder es allerdings getan. Er schien gewußt zu haben, daß ich zu Ferranos Gegenseite gehörte.

Mich umzubringen, hätte zuviel Staub aufgewirbelt.

Jedenfalls war der Mörder geschickt vorgegangen. So geschickt, daß ich nicht mal wußte, wie er ausgesehen hatte. Eine Beschreibung konnte ich nur von einer Frau geben.

Das ärgerte mich maßlos, aber es war nichts zu machen. Die Typen hatten lange gewartet, um einen lästigen Zeugen aus dem Weg zu schaffen, was mir wiederum bewies, daß Mickey Ferrano doch etwas gewußt haben mußte, sonst wäre er noch am Leben. Wahrscheinlich hatte er sich selbst nicht daran erinnern können.

Das brachte jetzt auch nichts, denn er war tot!

Um mich zu bewegen, ging ich einige Schritte zur Seite und preßte die Hände gegen den Kopf, als könnte ich so die restlichen Schmerzen vertreiben.

Dabei überblickte ich die Umgebung, doch wohin ich auch schaute, es gab keine Spur mehr. Auf einmal erschien mir der Friedhof menschenleer.

Als hätten die Besucher gewußt, daß sich der Tod zu einem Spaziergang entschlossen hatte.

Wo stand ich in meinen Ermittlungen?

Die Antwort war einfach. Noch immer am Anfang, obwohl mir dieser Dr. Sensenmann erschienen war. Ich mußte jetzt nicht nur ihn jagen, sondern auch einen Killer, der höchstwahrscheinlich sein Salär von unserem Geheimdienst erhielt. Ich war gespannt, wie Sir James auf diese Nachricht reagierte, denn er gehörte zu den Menschen, die sich nicht eben als Freunde des Secret Service bezeichneten.

Bevor ich ihn informierte, wollte ich mich erst einmal um den Toten kümmern.

Ich fragte mich, während ich mich bückte, wie ich zu ihm gestanden hatte. Wir kannten uns nur kurz, aber war in dieser Zeit so etwas wie ein Funke der Sympathie übergesprungen?

Nein, nicht direkt, aber ich hatte gelernt, ihn irgendwie zu verstehen oder zu begreifen. Er war reingelegt worden, und das hatte ich aus seinen Akten nicht entnehmen können. Zudem glaubte ich nicht daran, daß er mich belogen hatte.

Die Einschußwunde im Hinterkopf sah häßlich aus. An den Rändern waren die Haare durch Blut und eine hellere Masse verklebt, doch daran wollte ich nicht denken, als ich ihn auf den Rücken rollte.

Er war schon steif wie ein Brett. Das Gesicht sah wächsern aus, aber noch immer stand das Staunen in seinen Zügen wie festgemeißelt, das er in den letzten Sekunden seines Lebens erlebt hatte.

Er tat mir leid. Er hatte sieben Jahre im Zuchthaus gehockt, um am Tag seiner Entlassung erschossen zu werden. Doch er selbst hatte auch zu dieser Gruppe gehört, Gewalt gesät und den Tod geerntet. Im Zuchthaus war er nicht eben als Waisenknabe geführt worden, aber diese schrecklichen Erscheinungen, verbunden mit dem

alptraumhaften Horrorträumen konnte niemand begreifen.
Ich hatte da auch meine Schwierigkeiten und dachte daran, daß ihm in der letzten Nacht durch Dr. Sensenmann ein Serum gespritzt worden war.
Der Gedanke daran ließ mich nicht los. Möglicherweise starrte ich deshalb den Toten so genau an, aber ich konnte nicht durch die wächserne Haut in seinen Körper hineinschauen, um zu sehen, ob und wie sich das Serum ausbreitete.
Das war alles anders. Und dann bewegte er sich. Es geschah so plötzlich und schnell, daß selbst aus meinem Mund ein Schrei drang.
Sein Kopf hatte sich angehoben, wie bei einem Menschen, der plötzlich aufstoßen muß. Da sich meine Hand nicht weit von seinem Gesicht entfernt befand, stieß die Nasenspitze sogar dagegen, und ich zuckte zurück, als hätte man mich gestochen. War er nicht tot?
Die Kugel hatte sein Leben ausgelöscht, aber der Körper wurde von einer Kraft durchflössen, die ihn beinahe lebendig aussehen ließ.
Ich wußte nicht, was sich hier abspielte, aber ich wollte zuschauen und nicht verschwinden.
Deshalb trat ich bis über den unten Kantstein hinweg zurück und blieb dort stehen.
Der Tote lag wieder normal und still auf dem Rücken. Es war nichts weiter mit ihm geschehen. Nicht die geringste Veränderung konnte ich entdecken, aber ich war davon überzeugt, daß diese Bewegung nicht einmalig gewesen war.
Abwarten.
Sekunden später erlebte ich das Phänomen erneut. Diesmal wurde sogar sein Körper angehoben, als wollte er in die Höhe schnellen. Aber er fiel wieder zurück. Ich hörte den dumpfen Aufprall und erlebte kurz danach etwas Unwahrscheinliches und Schreckliches.
Die starre Leiche wälzte sich auf dem Grab hin und her. Aus dem weit geöffneten Mund floß eine dicke, zähe Masse, als hätte sie jemand aus ihm herausgedrückt. In ihr vereinigten sich die Farben Rot und Grün, und sie war so stark und hatte einen derart harten, inneren Druck, daß sie damit anfing, die Haut zu lösen und zu sprengen.
Ich wußte nicht genau, was in dieser Leiche vorging, aber ich konnte mir denken, daß es etwas mit dem Serum zu tun hatte, das dieser Person gespritzt worden war.
Eine Todesspritze, wie man manchmal sagt. Er hatte sie von diesem Dr. Sensenmann bekommen.
Und Ferrano veränderte sich weiter. Der Körper tobte unter der Gewalt, die sich in seinem Innern befand.
Die Nieren, das Herz, die Lunge, auch die Gedärme, die Sehnen, das Fleisch, die Muskeln, alles war zu einem Brei geworden, die den Restkörper, einschließlich des Kopfes, immer mehr bedeckte und ihn

auch schließlich auflöste.

Eine magische Säure, was auch immer, wühlte sich durch einen menschlichen Körper.

Ich hielt den Atem an, aber ich schaute hin, obwohl dieser Anblick nicht eben erhebend war.

Von Mickey Ferrano blieb nicht mehr viel zurück. Eine dicke Lache, die in der Kälte dampfte und sich auf dem Grab und vor diesem Pyramidenstein ausgebreitet hatte.

Sein Ende.

Und gleichzeitig die Rache des Sensenmanns, der nicht vergessen hatte, wer ihn damals tötete. Das war die perfekte Rache aus dem Jenseits gewesen, so abgedroschen sich das auch anhörte.

War damit die Sache beendet?

Ich konnte und wollte es nicht glauben. Vielleicht hatte man mir weismachen wollen, daß dieser Fall jetzt seinen Abschluß gefunden hatte. Für den Geheimdienst bestimmt. Da würde ich auch auf konkretes Nachfragen nur ein kaltes Lächeln, aber keine Antworten bekommen.

Da steckte etwas anderes dahinter. Eine starke, ein böse und auch eine dämonische Macht.

Ich verließ das Grab und warf einen letzten Blick auf die Reste von Mickey Ferrano.

Ein derartiges Ende hatte er nicht verdient. So etwas hatte kein Mensch verdient.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zurück zu meinem Wagen zu gehen und meinem Chef in London einen Bericht zu geben. Und danach wollte ich mich in der Umgebung des Hauses umschauen, das einem gewissen Dr. Peter Sloane gehört hatte. Finden würde ich es schon, daran gab es nichts zu rütteln.

Beobachtet worden war ich nicht. Nach dem Killer war kein Besucher in unserer Gegend hier erschienen, so war ich die ganze Zeit über allein geblieben.

Den Weg zurück fand ich rasch. Auch den Gärtner sah ich. Er schob eine Schubkarre durch die Gegend, hörte dabei Musik und nahm von seiner Umgebung nichts wahr. Ihn brauchte ich nicht noch einmal zu belästigen. Er war ein Zeuge, wie man ihn sich einfach nicht wünschte.

Der Rover stand noch dort, wo ich ihn verlassen hatte. Der Hauch einer Eisschicht klebte auf dem Dach und der Kühlerhaube. Die Scheiben waren davon verschont geblieben.

Der Schatten einer alten Kirche fiel beinahe bis auf meinen Wagen wie ein düsteres Omen. Ich setzte mich hinter das Lenkrad und holte das Handy hervor.

Sir James hob nach dem zweiten Durchrufen ab und entnahm bereits

meiner Stimme, daß die Nachrichten nicht gut waren. Ich fiel direkt mit der Tür ins Haus. »Mickey Ferrano, unser einziger Zeuge, ist vor meinen Augen erschossen worden!«

Es war still. Sir James mußte seine Überraschung erst einmal verdauen.

»Wenn Sie das so sagen, John, nehme ich an, daß Sie nicht eingreifen konnten.«

»In der Tat, Sir.«

»Dann höre ich Ihnen jetzt zu.« Er erhielt einen detaillierten Bericht, und ich hörte dabei, wie sich sein Atem immer mehr steigerte. Auch ein Beweis seiner Erregung. Er konnte es ebenso schlecht akzeptieren wie ich, daß kein Dämon Ferrano getötet hatte, sondern ein normaler Killer.

»Und Sie sind überzeugt, John, daß der Geheimdienst die Hände im Spiel hatte?«

»Ich gehe sogar davon aus.«

»Ob sich das feststellen lassen wird, weiß ich nicht. Selbst mir sind Grenzen gesetzt.«

»Ich habe es mir gedacht,- Sir, aber ich denke auch nicht daran, aufzugeben.«

Selten hörte ich ihn lachen. Heute war es der Fall. »Wollen Sie sich mit den Burschen vom Secret Service anlegen?«

»Nein, das wird keinen Sinn haben. Aber ich möchte diesen verdammten Dr. Sensenmann haben und ihn stoppen. Ich will den Geist, den ich schon einmal gesehen habe, vernichten. Nicht mehr und nicht weniger. Erst wenn mir das gelungen ist, können wir einigermaßen zufrieden sein.«

»Hört sich gut an, John, aber lassen Sie uns noch einmal auf Ferrano zurückkommen. Sie haben mir seinen Tod geschildert, und Sie gehen davon aus, daß es mit dem Inhalt der Spritze zusammenhing, die man ihm in der Nacht gab?«

»Ja.«

»Haben Sie schon überlegt, was diese Spritze möglicherweise beinhaltete?«

»Überlegt schon, aber ich weiß nichts. Es muß ein besonderes Serum gewesen sein.«

»Eine Todesspritze?«

»Ja, scheint so. Das Todesserum. Dieser Dr. Sloane muß es entwickelt haben. Mit wessen Hilfe, das ist mir unklar, aber ich gehe davon aus, daß er einen Draht zu irgendwelchen Welten gehabt haben muß. Etwas anderes kann ich mir nicht denken.«

»Es wird ein schweres Problem werden, John. Wie wollen Sie einem feinstofflichen Körper die Spritze abnehmen.«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Brauchen Sie Hilfe? Soll ich Ihnen Suko schicken? Er kann den Flieger nehmen und…«

»Nein«, sagte ich, »ich muß mich erst einmal neu orientieren und werde mir das Haus anschauen, in dem Dr. Sloane umkam. Ich kann mir vorstellen, daß es seit sieben Jahren für andere Dinge gebraucht wird. So etwas läßt man ja nicht leerstehen.«

»Da haben Sie recht.«

»Das klingt, als wüßten Sie mehr, Sir.«

»Möglich. In diesem Haus finden Sie ein Museum für Meerestiere.«

»Ach nein.«

»Man hat es eingerichtet, nachdem der Staat wohl das Gebäude erworben hat.«

»Museen bedeuten Besucher. Ich hatte schon gedacht, allein dort zu sein oder zumindest auf Wohnungen zu treffen, die dort eingerichtet wurden.«

»Nein, das leider nicht.«

»Also gehe ich mal ins Museum.«

»Tun Sie das. Ich werde im Büro warten.«

»Ja, Sir, bis später.«

Etwas frustriert legte ich trotzdem auf. Es hing einfach mit diesem verdammten Killer des Geheimdienstes zusammen. Ich fragte mich, ob er seinen Job tatsächlich erledigt hatte oder ob er mich ebenfalls heimlich unter Kontrolle hielt.

Es brachte zwar nichts, aus dem Wagen in die Runde zu schauen. Ich tat es trotzdem und sah natürlich nichts, abgesehen von der üblichen leeren Umgebung.

Es brachte nichts, wenn ich mir über den Killer Gedanken machte, ich mußte jetzt an meine eigenen Probleme denken. Den linken Arm streckte ich aus und berührte den Zündschlüssel.

Da wurde mir kalt. Unheimlich kalt!

Diese tödliche Kälte kannte ich, die sich in meinen Körper hineinfraß, aber auch um mich herum eine Aura bildete.

Sie war überall, obwohl ihr Zentrum links von mir auf dem Beifahrersitz saß.

Ja, tatsächlich saß. Denn dort hockte der tote Mickey Ferrano!

***

Es gibt Momente, wo man einfach die Luft anhalten muß. Mir erging es so. Ich hielt die Luft an, denn ich kam mit der Tatsache, daß neben mir ein Toter saß, so schnell nicht zurecht. Obwohl ich die Gestalt nicht als tot ansehen konnte, vielmehr als feinstofflich, denn er sah so aus, wie er als lebende Person ausgesehen hatte. Nur war seine Gestalt durchscheinend geworden.

Und es ging von ihm eine Kälte aus, die mich bis ins Mark traf und

mich mit den Zähnen klappern ließ. Zudem spürte ich wieder die leichten Schmerzen im Kopf. Sie erinnerten mich daran, daß ich von dem harten Gegenstand erwischt worden war. Ich tat zunächst nichts. Einfach nur abwarten und natürlich auf der Hut sein, denn ich wußte nicht, ob er als feinstoffliche Person ebenso reagieren würde wie als lebender, wo er sich nicht unbedingt als Feind herausgestellt hatte.

Kann man mit einem Geist sprechen?

Im Prinzip nicht, hätte Radio Eriwan geantwortet, aber man kann versuchen, mit ihm zu kommunizieren. Und das hatte ich vor.

»Du bist nicht tot?« Ich hatte die Worte leise, aber hörbar ausgesprochen, nur erhielt ich keine Antwort.

Der nächste Versuch. Die Worte sprach ich gegen die Kälte links von mir und hatte den Eindruck, als wären sie auf meinen Lippen schon zu Eis gefroren.

»Ich bin anders…«

Da war die Antwort, aber ich hatte sie nicht normal gehört, sondern nur in meinem Kopf. Er war in der Lage, auf telepathischem Weg mit mir zu kommunzieren, und das wiederum war mir nicht neu. Das kannte ich von diesen feinstofflichen Wesen, und ich fühlte mich bereits um einiges besser.

»Dein Geist hat den Körper verlassen?«

»Ja.«

»Wie kam es dazu?«

»Er hat es getan.«

Ich wußte natürlich, wen er meinte. »Dann existiert dieser Dr. Sensenmann noch?«

»Ich bin jetzt bei ihm.«

»Hat er die Kontrolle über dich?«

»Im Moment nicht.«

»Wo kann ich ihn finden?«

»Er ist noch hier…«

Ich sah, wie die Umrisse der Gestalt anfingen zu zittern und fragte sehr schnell nach. »Im Museum?«

»Ja, im…«

Aus und vorbei. Plötzlich war er nicht mehr da. Noch einmal streifte die Kälte mein Gesicht, dann war diese Gestalt verschwunden, und ich hockte wieder allein hinter dem Lenkrad.

»Im Museum für Meerestiere also«, murmelte ich vor mich hin. »Dann wollen wir uns das mal anschauen, alter Geisterjäger…«

Mit diesem Gedanken startete ich, bereit für ein neues Treffen mit Dr. Sensenmann…

***

Das Museum lag in einer ruhigen Gegend der Stadt, wo die düsteren

Industrieviertel nicht mal zu ahnen waren. Als Fremder hatte man den Eindruck, durch eine Parklandschaft zu streifen, in der nur die Straßen störten.

Ich hatte mich durchgefragt und lenkte den Rover durch die stillen Straßen. Zudem ging ich davon aus, daß auch in dem Museum kaum Betrieb herrschte. Es war einfach nicht die richtige Jahreszeit, um durch die Bauten zu streifen und sich am Anblick der Altertümer zu erfreuen.

Eine Villa aus rotem Klinker lag vor mir. Altes Gestein, das sicherlich hundert oder mehr Jahre auf dem Buckel hatte. Einen Parkplatz konnte ich mir aussuchen, vor dem Haus war Platz genug. Der Parkplatz bot mehr Rum als nur für die drei Autos, die hier standen.

Ich kannte größere und aufwendiger gestaltete Museen. Dieses hier kam mir schon von außen her gemütlich vor, da wurde man als Besucher nicht unbedingt durchgeschleust.

Ich mußte eine Treppe hochgehen zu einer großen Tür. An einem Schild informierte ich mich über die Öffnungszeiten des Museums und fand, daß ich zu einem günstigen Zeitpunkt eingetroffen war.

Ich drückte die schwere Tür nach innen. Vor mir lag eine Halle, deren dunkler Steinboden rötlichviolett schimmerte. Auf einem Sockel in der Mitte sah ich unter Glas einen Hai mit weit geöffnetem Maul.

Er starrte jeden Besucher an, als wollte er ihn fressen. Ein Mann wie Dr. Peter Sloane war sicherlich nicht von ihm begrüßt worden, ich würde kaum noch Reste von diesem Institut finden, aber vielleicht konnte man mir sagen, was hier damals durch diesen Menschen hergestellt worden war. Ich hoffte zudem darauf, daß es den Täter immer wieder an den Tatort zurückzieht, so daß ich in diesem Bau seine Spur aufnehmen konnte.

In jedem Museum gibt es eine Informationsstelle, doch hier war niemand, der mir hätte Auskunft geben können. Die Glasloge war leer.

War der Bau schon geschlossen? Ziemlich ratlos stand ich herum, sah die breite Treppe, die nach oben führte, aber auch die Gänge in den unteren Etagen, die in verschiedene Richtungen führten.

Es waren auch verschiedene Hinweisschilder vorhanden, auf denen zu lesen war, was die einzelnen Etagen und Besichtigungsräume beherbergten, aber weiter brachte mich das nicht. Vor allen Dingen nicht hin zu dem Vorbesitzer des Hauses. Aber ich hörte Schritte. Nicht in meiner Nähe, sondern in der oberen Etage. Die Echos hallten über die Treppe hinweg, und ich blieb so stehen, daß ich den Ankömmling sofort sehen konnte und er mich. Das harte Stakkato der Absätze deutete auf eine Frau hin.

Auf einem Schild hatte ich den Namen einer gewissen Dr. Margot Fillmore gelesen. Sie war so etwas wie die Chefin oder Leiterin des Museums, und wahrscheinlich kam sie mir entgegen.

Ihr flotter Gang stockte kurz, als sie mich sah. So hatte ich Zeit, sie mir genauer anzuschauen.

Die Frau trug ein hellgraues Winterkostüm. Darunter eine weiße Bluse, und sie war so angezogen, wie es die Werbeleute immer in ihren Reklamespots zeigten, wenn sie eine junge Frau dynamisch, erfolgreich und auf dem Weg nach oben vorstellen wollten.

Sie war um die Dreißig. Das Haar war blond, halblang geschnitten, perfekt frisiert und wippte bei jedem Schritt um ihren Kopf. Ich erwartete sie mit einem Lächeln auf den Lippen, und sie kam rasch die letzten Stufen herab.

»Guten Tag«, sagte ich.

Die Frau nickte mir zu. Erst jetzt war zu erkennen, daß sie eine Brille trug. Es fiel in ihrem Gesicht kaum auf. Hinter den Gläsern musterten mich die blauen Augen skeptisch.

»Sie werden sich zwar nicht verlaufen haben, Mister, denn wer dieses Haus betritt, der weiß genau, was er will, aber wir haben leider geschlossen.«

»Die Tür war offen.«

»Ja, durch meine Nachlässigkeit. Wir haben die Schließung außen auch nicht angekündigt, aber es lohnt sich einfach nicht. Die Besucherzahlen sind zu gering.«

»Das kommt mir entgegen.«

»Bitte?«

»Bevor Sie einen falschen Eindruck von mir gewinnen, darf ich mich vorstellen. Mein Name ist John Sinclair. Ich komme aus London und arbeite für Scotland Yard.« Um die Lady zu überzeugen, zeigte ich ihr meinen Ausweis.

Sie schaute ihn sich genau an. Als sie ihn mir zurückgab, entspannte sich ihre Haltung. »Gut, mein Name ist Margot Fillmore.«

»Sie leiten das Museum?«

»Ja.«

»Und arbeiten, obwohl es geschlossen ist?«

»Das auch. Außerdem habe ich so mehr Ruhe. - Die Polizei war dienstlich noch nie hier.«

»Es geht auch nicht um Sie oder Ihr Museum, obwohl ich es gern besichtigen möchte.«

Sie lächelte mich an. Dieses Lächeln machte ihr Gesicht weicher. »Eine Privatführung?«

»Nein, nicht direkt. Es geht um den Menschen, der vor Ihrer Zeit hier gearbeitet hat. Sie wissen, welchem Zweck das Haus diente?«

»Ja, ich weiß. Das habe ich gehört. Es ging um einen gewissen Dr. Peter Sloane. Soviel ich weiß, wurde er ermordet, aber das war alles vor meiner Zeit hier.«

»Ja, man erwürgte ihn, und sein Mörder saß seine Strafe ab.«

»Alles gut und schön, Mr. Sinclair, aber was habe ich damit zu tun? Wir haben, bevor wir die Räume hier einrichteten und ausstaffierten, einiges verändert und für unsere Zwecke umgebaut.« Sie hob die Arme und deutete zur Decke. »Wir brauchten Platz für unsere Ausstellungsstücke, von der ehemaligen Innenarchitektur ist wirklich nicht viel übriggeblieben.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Aber Ihnen geht es um die Vergangenheit, um Dr. Sloane?«

»Ja.«

»Da sind Sie hier vielleicht falsch.«

»Möglich«, gab ich zu. »Könnte ich mir die ehemaligen Räume des Arztes trotzdem einmal anschauen?«

Damit kam Dr. Fillmore nicht zurecht. »Tja, ich weiß nicht.« Sie schaute auf ihre Uhr. »Haben Sie ein berufliches oder privates Interesse?«

»Ein berufliches.«

»Hängt es noch immer mit dieser alten Tat zusammen?«

»Wenn Sie so wollen, ja.«

Margot Fillmore überlegte einen Moment. »Okay«, sagte sie dann, »ich könnte eine Stunde opfern.«

»Das wäre nett.«

»Wo fangen wir an, Mr. Sinclair?«

»Ich möchte mal anders fragen. Wo befinden sich die eigentlichen Arbeitsräume des Mannes?«

»Soviel ich weiß, überall.«

»Es war doch eine Klinik.«

»Ja, eine private.«

»Und wie ich hörte, hat Dr. Sloane auch Forschungen betrieben. Dazu benötigt man ein Labor. Können Sie mir sagen, wo es früher einmal gewesen ist?«

»In der oberen Etage, das weiß ich.«

»Gut, dann lassen Sie uns hochgehen.«

Sie lachte mich an. »Da werden Sie aber nichts mehr finden, was auf Sloane hindeutet.«

»Damit ist zu rechnen. Ich suche auch nach bestimmten Dingen, die man so einfach nicht erklären kann.«

Sie konnte es, denn sie fragte: »Nach Geistern?«

»Richtig.«

Dr. Fillmore mußte lachen und kam sich von mir auf den Arm genommen vor. Natürlich konnte ich mich irren. Es war durchaus möglich, daß ich einem Trugbild hinterherlief, aber auch Mickey Ferrano hatte in das Museum gewollt. Als Mensch ebenso wie als Geist, da hatte es beide wieder an den Ort der Tat zurückgetrieben.

Es war durchaus möglich, daß ich nicht nur auf Sloanes Geist traf,

sondern auch auf Dr. Sensenmann, denn er wußte inzwischen, daß ich ihm auf der Spur war. Ich jagte ihn, er würde das auf keinen Fall zulassen und zurückschlagen, was er ja schon im Waschraum versucht hatte. Da aber war er nicht an mich herangekommen, weil ihn irgend etwas gestört haben mußte.

Mein Kreuz vielleicht? Durchaus möglich, daß er seine Aura nicht mochte.

Wir hatten die erste Etage erreicht, und Margot Fillmore fragte mich, weshalb ich so nachdenklich war. Ich hob die Schultern. »So genau kann ich Ihnen das nicht sagen. Es ist eine fremde Umgebung für mich, mit der ich erst zurechtkommen muß.«

»Früher war dieser Gang der Flur zu den besseren Zimmern.« Sie deutete nach vorn. »Jetzt gibt es ja wenige Türen hier. Wir haben die meisten zumauern lassen, aber auch Wände herausgerissen, um die Räume zu vergrößern. Sie verstehen sicherlich, daß wir Platz für unsere«

Ausstellungsstücke brauchten.

Das verstand ich, auch wenn ich sie noch nicht sah. Abgesehen von Tafeln und Statistiken, die an den Wänden hingen und einiges über den Aufbau und die Ausbreitung der Meere aussagten. Auch Zeichnungen von Tieren waren zu sehen, aber die großen Terrarien und sicherlich auch Aquarien standen hinter den Türen.

Der Gang vor mir war ziemlich lang. Obwohl das Licht vom steinernen Fußboden reflektiert wurde, kam es mir in dem Gang düster vor, und sein Ende, das eigentlich hätte klar zu sehen sein müssen, verschwamm.

Das wollte mir nicht in den Kopf. Ich schaute genauer hin. Tatsächlich sah ich ein seltsames Schimmern oder Flimmern. Meiner Begleiterin war es nicht aufgefallen, jedenfalls wies nichts darauf hin, daß sie hätte beunruhigt sein müssen.

War Dr. Sensenmann schon hier?

Margot Fillmore war mein Blick aufgefallen. »Sie schauen so seltsam, Mr. Sinclair, ist etwas?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich wollte Sie nur fragen, was sich an diesen Gang anschließt.«

»Nichts.«

»Dort ist also Schluß?«

»Ja.«

»Aha.«

Sie zeigte sich verwundert. »Warum fragen Sie das? Sollte dort denn etwas sein?«

»Ja und nein. Ich habe mich gefragt, wo sich wohl das Labor des ehemaligen Besitzers befunden haben könnte.«

»Ach so. Das war dort.«

»Es schloß sich an diese Station an?«

»Sicher. Die Krankenzimmer nahmen nur die Hälfte ein. Wie sich alles genau verhielt, kann ich Ihnen auch nicht sagen. Ich habe es früher mal auf alten Zeichnungen gesehen.«

»Gut, Mrs. Fillmore. Dann möchte ich Sie fragen, was sich jetzt dort befindet.«

»Unsere normalen Räume. Nicht mehr und nicht weniger.« Sie stieß mich an. »Kommen Sie, wir können uns dort umschauen. In diesen Räumen stehen die Ausstellungsstücke, die vor allen Dingen Kinder interessieren.« Sie lachte. »Wir hätten gern mehr Platz, um einen präparierten Wal auszustellen, doch das ist nicht möglich.« Die Frau war schon einige Schritte vorgegangen und öffnete eine in der Nähe liegende Tür. Bevor ich ihr nachging, warf ich noch einen letzten Blick zum Ende des Ganges hin.

Da war nichts mehr. Ich sah die Wand, und ich sah sie sogar klar. Hatte ich mich vorhin geirrt?

Nein, bestimmt nicht. Dr. Sensenmann war mir auf den Fersen, ich wußte, daß ich mich auf der richtigen Spur befand, aber es war ein neues Problem hinzugekommen.

Das hier war kein Kinderspiel. Ich hätte mich den Problemen gern allein gestellt. Leider befand sich Dr. Margot Fillmore an meiner Seite. Sie war hier die Chefin, und ich konnte sie nicht so einfach wegschicken. Sie würde an meiner Seite bleiben.

Einweihen wollte ich sie auch nicht, dann hätte sie mich wohl für verrückt erklärt.

Sie hielt mir die Tür auf. »Wollen Sie nicht kommen, Mr. Sinclair? Das sieht ja aus, als würden Sie sich und auch mir nicht trauen. Was haben Sie nur?«

»Nichts, ich dachte nur nach.«

Sie blickte mich prüfend an, als ich an ihr vorbeiging. »Irgend etwas ist rätselhaft an Ihnen, Mr. Sinclair. Ich weiß es nicht. Ich reagiere nur auf mein Gefühl, und das sagt mir, daß Sie Probleme haben, mit denen Sie nicht zurechtkommen. Was ist los? Weshalb sind Sie überhaupt gekommen?«

Ich ging einen Schritt in den Raum hinein, so daß sie die Tür schließen konnte. Es war ein sehr großer Ausstellungsraum, mit zahlreichen Vitrinen und Terrarien, aber dafür hatte ich keinen Blick, denn Dr. Fillmore war eine Frau, die sich nicht so ohne weiteres mit billigen Ausreden zufrieden geben würde.

»Wollen Sie mir nicht antworten?«

Ich hob die Schultern. »Es ist schwer.«

»Hören Sie, Mr. Sinclair, Sie sind von der Polizei. Das ist schon ungewöhnlich. Sie haben mir zudem erklärt, daß Sie dienstlich und nicht privat hier im Museum sind. Ich stelle mir natürlich die Frage,

weshalb Sie bei mir erschienen sind. Wen oder was suchen Sie? Wenn Polizisten kommen, sind sie meist auf der Suche nach irgendwas oder irgend jemandem. Davon kann ich doch ausgehen - oder?«

»Richtig.«

»Was suchen Sie?«

Ja, was suchte ich? Wie sagte ich es meinem Kinde? Mir stellte sich plötzlich diese Gretchenfrage, und zugleich überkam mich das Gefühl, nicht mehr mit Margot Fillmore allein zu sein. Etwas hatte sich eingeschlichen, etwas lauerte hier zwischen den Wänden und den zahlreichen Ausstellungsstücken.

Margot Fillmore stand vor mir und machte jetzt den Eindruck eines kleinen, unwissenden Mädchens. »Bitte, ich hätte wirklich gern eine Antwort darauf.«

»Ja, schon, es ist nur schwierig.«

»Damit muß ich fertig werden.«

»Okay, ich - oder sagen wir so. Es hängt mit der Vergangenheit zusammen, weshalb ich dieses Haus hier aufgesucht habe.«

»Also mit dem Vorbesitzer?«

»Genau.«

»Alles klar. Und was hat er damit zu tun?«

Ich wiegte den Kopf. »Er ist tot, das wissen Sie, das weiß ich, trotzdem gibt es Hinweise darauf, daß er noch auf eine gewisse Art und Weise existent ist.«

»Ach«, sagte sie nur. Dann rückte sie ihre Brille zurecht, obwohl diese perfekt saß, aber sie mußte irgendwie ihre Nervosität loswerden. »Sie meinen, daß er - daß er… Nein, das glaube ich nicht. Wenn ich da einen Schritt weiterdenke, fällt mir nur ein - etwa der Geist eines Toten?«

»So ist es.«

Sie holte scharf Luft. Dann sah es so aus, als wollte sie mir etwas sagen, aber sie hielt sich zurück. Wahrscheinlich aus einem gewissen Taktgefühl.

»Es ist schwer zu glauben, ich weiß, aber Sie sollten mich da schon ernst nehmen und auch meinen Rat befolgen.«

»Einen Rat? Welchen denn?«

»Es ist vielleicht besser für Sie, Mrs. Fillmore, wenn Sie dieses Haus verlassen und mich hier allein wirken lassen.«

Margot Fillmore wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. »Ich soll gehen?« flüsterte sie.

»Es wäre am besten.«

»Nein, das können Sie nicht verlangen. Das hier ist mein Haus. Ich bin dafür verantwortlich. Ich leite dieses Museum. Ich werde hier bei Ihnen bleiben.«

»Diese Antwort habe ich befürchtet.«

»Außerdem fürchte ich mich nicht vor Geistern. Wenn Sie wollen, können wir das Licht einschalten, dann wird es noch heller.«

»Nein, das können Sie lassen. Sie fürchten sich nicht davor, weil Sie nicht daran glauben.«

»Das kann schon sein.«

Ich hob die Schultern. »Wir werden sehen, Mrs. Fillmore.«

»Pardon, aber das ist keine Antwort. Ich möchte schon die ganze Wahrheit wissen.«

»Nein, Sie würden sie nicht akzeptieren. Jedenfalls werden wir beide vorsichtig sein müssen.«

Die Frau hob nur die Schultern. Da sie nicht mehr sprach, gelang mir ein erster, genauerer Blick durch den großen Raum.

Daß sich hier früher einmal ein Krankenzimmer befunden hatten, war wirklich nicht mehr zu erkennen. Man hatte einen perfekten Umbau gestartet, und es gab auch keine störenden Wände, die den Ausstellungsstücken im Wege gestanden hätten.

Ein Mittelgang war vorhanden. Rechts und links bauten sich die unterschiedlich großen Vitrinen auf, in denen die Dinge ausgestellt worden waren, die das Meer lieferte. Nicht nur die präparierten Fische, auch Krebse, Muscheln, Austern, sogar Vögel gehörten dazu. Von der Möwe bis hin zum Albatros war alles vorhanden, nur eben unter einem Schutz, der auch nötig war. Ich wußte aus meiner Schulzeit, daß wir die Dinge, die im Museum standen, immer gern angefaßt hatten, um so ein wenig vom Hauch der Vergangenheit mitzubekommen.

Ich war schon vorgegangen und hielt mich in diesem Mittelgang auf. Die Vitrinen interessierten mich nicht. Hinter den durchsichtigen Scheiben konnte sich niemand verstecken, doch mit jedem Schritt, den ich zurücklegte, kam ich dem eigentlichen Arbeitsraum des toten Arztes näher.

Davon war natürlich nichts mehr zu sehen. An der rechten Seite stand eine große Glasvitrine, in der man den Meeresboden in einer bestimmten Tiefe im Modell aufgebaut hatte.

Es war ein exotisches Stück, denn auf dem Sandboden wuchsen zahlreiche Korallen in unterschiedlichsten Formen. Haargenau nachgebaut und auch mit den entsprechenden Tieren der Umgebung. So lagen auf dem hellen Sand zahlreiche Krebse und Muscheln, die zum Teil wunderbare Farben aufwiesen. Auch die Unterwassergewächse hatte man nicht vergessen, und ein gewisses Licht gab dem Innern der Vitrine ein geheimnisvolles Schimmern.

Ich drehte mich um.

Es war aus einem Gefühl heraus geschehen, denn einen besonderen Grund gab es nicht für mich. Vielleicht hatte ich es auch deshalb getan, weil die Frau plötzlich hinter mir stehengeblieben war. Sie

stand steif auf der Stelle, aber das war es nicht, was mich störte, denn hinter ihr hatte sich Dr. Sensenmann aufgebaut, hielt sie mit der linken Hand umfaßt und drückte ihr mit der rechten die Spritze gegen den Hals.

»John Sinclair«, sagte Margot Fillmore nur…

***

Ja, ich hatte sie gehört, und ich hatte auch die Angst in ihren Worten verstanden, aber ich konnte ihr keine Antwort geben. Jeder Satz wäre falsch gewesen, er hätte ihr wirklich keinen Trost gebracht, und so blieb ich stehen, nickte ihr nur zu und kümmerte mich ansonsten um den Geist des untoten Arztes.

»Wirklich ein Geist?«

Oder jemand, der genau in der Lücke zwischen stofflich und feinstofflich stand.

Ich konnte das nicht beantworten, das hätte nur sie tun können. Sie hätte mir sagen können, ob sie den Druck der Arme überhaupt spürte.

»Es gibt ihn, nicht?« fragte sie.

»Ja.«

»Er hat mich geholt.«

»Wie fühlen Sie sich?« Eine blöde Frage, in diesem Fall allerdings angebracht. »Spüren Sie dieses Wesen? Spüren Sie, daß Sie von ihm umklammert sind?«

»Nein, nein - oder doch? Ich weiß es nicht. Es ist wirklich alles so fremd. Er war aus dem Nichts da. Er tauchte plötzlich auf. Er umfaßte mich und umfaßte mich trotzdem nicht. Ich komme nicht mehr weiter. Ich habe auch eine Stimme in meinem Kopf gehört. Das, das muß er sein. Haben Sie ihn gesucht?«

»Sicher.«

»Ist er Dr. Sloane?«

»Ich vermute es.«

»Aber er ist tot.«

»Auf seine Art und Weise ist er tot, aber es muß ihm gelungen sein, den richtigen Tod oder das richtige Ableben einfach zu überlisten. Genaues weiß ich leider auch nicht.«

Etwas schrillte in meinem Kopf, mit dem ich nicht zurechtkam. Aber es sorgte dafür, daß die Schmerzen zurückkehrten, die ich schon vergessen hatte.

Ich konnte mich nicht beherrschen, verzog den Mund und stöhnte. Aber ich stemmte mich auch erfolgreich dagegen, und die schrillen Geräusche in meinem Kopf stoppten.

Es mochte ein Lachen gewesen sein, denn ich hörte wieder die Stimme des Geistes als eine drohende Botschaft. »Du hast mich verfolgt. Du bist mir auf den Fersen gewesen, und ich weiß, daß du

darin etwas Besonderes bist. Aber du kannst nicht gegen mich gewinnen. Du kannst den Toten nicht töten.«

»Tot?« fragte ich.

»Ja, tot. Aber auf meine Weise.«

Gerade der letzte Satz war für mich interessant, und ich wollte mehr darüber wissen, wurde aber zunächst durch Margot Fillmore abgelenkt, die meine Reaktionen nicht begreifen konnte. Sie mußte annehmen, daß ich mit mir selber sprach, denn die »Stimme« des Doktors hörte sie ja nicht in ihrem Kopf.

»Was ist denn los, Mr. Sinclair? Wieso reden Sie mit - sich selbst? Warum tun Sie das?«

»Ich rede mit ihm!«

»Was?«

»Ja. Akzeptieren Sie es. Nur ich kann ihn verstehen. Mit Ihnen hat er noch keinen Tele-Kontakt. Aber tun Sie uns beiden einen Gefallen. Bewegen Sie sich nicht. Geben Sie ihm nicht die Chance, die Spritze in Ihren Hals zu jagen.«

»Sie haben gut reden. Aber ich - ich erlebe hier einen Horror wie im Kino.«

»Warten Sie ab.«

»Ich spüre ihn, Mr. Sinclair. Er ist da, er umklammert mich auch, aber es ist eine andere Umklammerung als die, die ich kenne. Sie ist eiskalt und unvorstellbar weich. Können Sie das begreifen?«

»Ich kenne ihn!«

»Und was wollen Sie tun?«

Mir fiel ihr entsetzt dreinblickender Gesichtsausdruck auf. Die Augen waren weit aufgerissen, die Angst hatte sich in ihnen eingenistet, aber auch die Überraschung und noch immer das Nichtbegreifen.

Sie hätte verschwinden sollen, sie hatte es nicht getan, und so war es zu dieser kinohaften Szene gekommen, wo sich der Böse eine Geisel genommen hatte.

»Spüren Sie die Spritze?«

»Ja. Sie ist so kalt, die verdammte Nadel. - Was befindet sich darin?«

»Es ist seine Erfindung, es ist…«

Ich sprach den Satz nicht zu Ende. Statt dessen schrak ich zusammen, weil ich wieder dieses schrille Lachen in meinem Kopf hörte. Es sägte durch den Schädel, als wollte es ihn zerstören. Und nicht grundlos verzog ich den Mund.

Margot Fillmore begriff meine Reaktion, aus diesem Grunde fragte sie auch nicht weiter.

Aber ich hörte seine Botschaft, und er ging dabei von meinen letzten Worten aus. »Ja, es ist meine Erfindung. Ich habe lange danach geforscht, und ich habe es geschafft, die Todesspritze herzustellen. Es ist die Spritze, die den Menschen den Tod bringt, aber nicht den, den

alle kennen, sondern einen anderen. Er wird verfaulen, vergehen, sich auflösen, und die Spritze sorgt dafür, daß sich die Seele vom Körper löst, um durch die Dimensionen zu wandern. Für ihn gibt es keine Hindernisse mehr, denn meine Spritze läßt einen alten Traum der Menschen wahr werden. Das schwöre ich dir.«

»Du stellst Geister her?«

»So ist es.«

»Und du hast die Spritze erfunden?«

»Ja.«

»Warum?«

Seine Stimme in meinem Kopf veränderte sich. Sie wurde dumpfer, auch härter, und sie klang beinahe so, als hätte jemand einen Geschäftsbericht abgegeben. »Gewisse Menschen wußten von meinen Fähigkeiten und Forschungen. Sie waren daran interessiert, mich zu erleben. Sie wollten dafür sorgen, daß meine Forschungen in die richtigen Hände gelangten, und deshalb finanzierten sie mich.«

»Wer war das?«

»Ich habe sie vergessen.«

Das hatte er nicht, denn ich konnte mir gut vorstellen, daß sich der Geheimdienst die Dienste dieses Arztes gesichert hatte. Er war es gewesen, der dem Mann alles eingerichtet hatte, der seine Klinik finanzierte, um an die Forschungsergebnisse heranzukommen.

»Solltest du die Todesspritze für deine Auftraggeber herstellen?«

»Nicht direkt. Oder auch. Sie ließen mir freie Hand. Zumindest nach außen hin, aber ich fühlte mich schon kontrolliert, und es kam der Zeitpunkt, wo ich es tatsächlich geschafft habe, das Todesserum herzustellen. Sie müssen es geahnt oder gewußt haben, denn sie wollten meine Forschungen für sich.«

»Das tatest du nicht!«

»Nein, ich weigerte mich.«

»Und weiter?«

»Man drohte mir. Man wollte mir die Mittel kürzen. Darüber habe ich gelacht. Man wollte auch keine Patienten mehr in meine Klinik schaffen, an denen ich meine Versuche vornehmen konnte. Darüber habe ich auch gelacht. Aber ihre Drohungen verstärkten sich. Es gab ja keine Beweise dafür, daß sie meine Auftraggeber gewesen waren, und als ich mich dann endgültig querstellte, um meine Forschungen für mich zu behalten, da griffen sie zum letzten Mittel.«

»Schickten Sie dir den Killer?« fragte ich, obgleich ich die Antwort schon wußte.

»So ist es. Sie holten sich angeblich einen ihrer besten. Du kennst ihn. Er hat wegen Mordes sieben Jahre lang gesessen. Aber keiner ist so gut wie ich. Ich habe mich von ihm töten lassen, doch zuvor habe ich mich selbst gespritzt. Ich wußte, was auf mich zukam. Der Tod

konnte mich nicht schrecken. Meinen Körper brauchte ich auch nicht mehr, wichtig war für mich allein der Geist, und er überlebte. Zudem hatte ich einen Grund, ihn nicht vergehen zu lassen, denn ich wollte mich an meinem Killer rächen. Die Rache aus dem Jenseits sollte über ihn kommen, was auch geschehen ist. Ich habe es ausgekostet, wie er in seiner Zelle hockte, denn ich konnte ihn beobachten. Ich wollte sehen, wie er für seine Tat büßte, um schließlich an der richtigen Stelle zuzuschlagen. Brutal, ohne Rücksicht. Aber auf meine Art und Weise. Er sprach mit dem Direktor, er redete mit einem Psychologen, doch niemand glaubte ihm. So hatte ich es vorgesehen, und so ist es auch eingetroffen.«

»Bis auf einen kleinen Unterschied. Ich bin da. Das wiederum beweist, daß man ihm letztendlich doch geglaubt hat. Es ist etwas zurückgeblieben, Dr. Sloane. Das kannst auch du nicht aus der Welt schaffen. Ich bin aufmerksam geworden.«

»Du bist nur ein kleines Hindernis, wie alle Menschen für mich kleine Hindernisse sind.«

Mir gefiel die Richtung nicht, in die das Gespräch lief, denn ich wollte mehr über die verdammte Todesspritze wissen. Darauf zielte auch meine Frage. »Was ist mit der Spritze? Wie hast du ihren Inhalt hergestellt?«

Wieder schrillte zunächst nur sein Kichern oder Triumphgelächter durch mein Gehirn. »Das ist mein Geheimnis. Vor dir wollten es auch andere wissen, und Mickey Ferrano hätte es fast herausbekommen. Er war ein Pechvogel, denn er war bei mir nicht gelitten und bei seinen Auftraggebern auch nicht. Sie haben über sieben Jahre gewartet, bis sie ihn töteten, aber sie rechneten nicht damit, daß ich ihm zuvor mein Serum injiziert hatte.«

»Welches Serum?«

»Meines.«

Verdammt, er wollte nicht mit der Sprache herausrücken. »Warum willst du mir nicht sagen, was sich in diesem Kolben befand? Du hast lange genug geforscht. Ich kann mit diesem Wissen nichts anfangen. Du bist der Hersteller des Serums. Was befindet sich in diesem Kolben? Der Tod!«

»Nein, nur der Übergang in eine andere Welt. Ich bin nicht richtig tot, wenn du mich spritzt. Der Körper kann zerstört werden, aber der Geist schafft es nicht, den Weg ins Jenseits zu gehen. Er wird zurückgehalten durch mein Serum, und so werden die Personen, die ich gespritzt habe, das Jenseits nicht erreichen können.«

»Womit?«

Er kicherte und lachte zugleich. Dabei sorgte er in meinem Kopf abermals für Aufruhr. Ich hatte mich daran gewöhnt. Nicht ein Zucken lief über mein Gesicht. »Andere Mächte haben mir geholfen.

Dämonen, die für mich ihr Blut gaben. Gestalten, die zwischen dem Diesseits und dem Jenseits pendeln. Todesboten, mit denen ich Kontakt bekam. Ich konnte ihren Lebenssaft genau analysieren und habe ihn verdünnt. In jeder Zelle war die magische Kraft dieser Wesen enthalten. Nichts ging verloren, aber es gab nur einen Sieger, nämlich mich. Und das genau ist es, was ich wollte. Ich habe durch meine Freunde die Macht über die Menschen erlangt. Es wird wohl lange dauern, bis es jemand nach mir schafft, den gleichen Weg zu gehen. Sehr lange sogar, aber ich kann immer sagen, daß ich der erste gewesen bin.«

»Dann willst du weitere Opfer finden?« fragte ich. »So ist es.«

»Deinen Mörder hast du ja schon bestraft. Aber was ist mit mir? Warum hast du die Chance nicht wahrgenommen, an mich heranzugehen? Die Möglichkeit dazu hattest du.«

»Stimmt. Du bist mein Problem gewesen.«

»Warum?«

»Etwas hielt mich davon ab.«

»Was?«

»Ich weiß es nicht.« Seine Stimme in meinem Kopf zitterte jetzt, als wäre er wütend. »Ich weiß es wirklich nicht. Du hast jedoch etwas an dir, daß mich gewarnt hat.«

»Ich weiß nicht, was es sein könnte.«

»Andere Menschen haben es nicht.«

»Das kann schon sein. Ich möchte dir erklären, daß ich Geister, Dämonen oder auch andere Wesen jage. Es ist mein Beruf, wenn du verstehst. Und ich sehe nicht ein, mich von meinem Schutz zu trennen.«

»Welchen Schutz?«

Ich lächelte kalt, wobei ich nicht wußte, ob er diese Gemütsbewegung überhaupt wahrnahm. »Ich besitze ihn. Ich trage ihn bei mir. Du hast ihn bisher nur gespürt, aber ich kann dir versichern, daß du ihn gleich sehen wirst. Er ist ein Schutz gegen Dämonen, gegen die Kräfte der Finsternis, und ich weiß, daß mich sein Besitz sehr stark gemacht hat. Das kann ich dir versprechen.« Schon während der Worte hatte ich in die rechte Seitentasche gegriffen und das Kreuz umklammert, dessen geweihtes Silber sich leicht erwärmt hatte.

Dr. Sensenmann tat nichts. Er wartete. Wahrscheinlich wollte er es auch auf die Spitze treiben und sehen, wie sich jemand gegen ihn stellte.

Zuerst langsam, dann schneller, zog ich die Hand hervor - und zeigte ihm mein Kreuz!

Er starrte es an.

Schrie er?

Nein, nichts schrillte in meinem Kopf. Aber es geschah trotzdem

etwas.

Plötzlich war er verschwunden!

***

Ich konnte es kaum glauben. Margot Fillmore stand plötzlich allein vor mir. Es war niemand da, der sie umklammerte, aber sie schaffte es nicht, sich auf den Beinen zu halten. Als wäre sie ein menschliches Gewinde, so sackte sie plötzlich auf der Stelle zusammen.

Ich schaute mich blitzschnell um. Dr. Sensenmann sah ich nicht mehr, und auch der Geist des Mickey Ferrano befand sich nicht in meiner unmittelbaren Nähe.

Die Frau und ich waren allein. Kaum zu glauben, daß mir Sloane die Chance gab, sie zu retten. Irgend etwas stimmte da nicht, und so war ich vorsichtig und sehr auf der Hut, als ich mich ihr näherte.

Ich hatte Margot Fillmore nicht auffangen können. Da sie sehr langsam zu Boden gefallen war, hatte sie sich auch nicht verletzt.

Sie lag auf dem Rücken. Sie atmete, aber sie war blaß geworden, und auf ihrem Gesicht sah ich eine Gänsehaut.

Ich kniete mich neben sie.

Dann faßte ich sie an und legte dabei behutsam meine Hände auf ihre Schultern.

Margot hatte die Berührung gemerkt. Sie zwinkerte mit den Augen, schaute mich dann an, und sie hatte Mühe, mich zu erkennen, da ihre Brille bei dem Sturz verrutscht war.

Ich setzte sie wieder richtig auf. So konnte sie besser sehen. Erstaunen zeichnete sich in ihren Augen ab. Ich bemerkte auch ihren Versuch, mich anzulächeln, aber daraus wurde nichts. Das Lächeln verwandelte sich in eine Grimasse. Sie riß den Mund weit auf. Pfeifender, aus ihm dringender Atem erwischte mein Gesicht, und obwohl ich sie noch immer festhielt, bog sich ihr Körper in die Höhe, als hätte er von unten einen Stoß bekommen. Durch den Steinboden!

Ich ahnte etwas, denn ich wußte, daß sich ein Dr. Sensenmann bewegen konnte, ohne daß es irgendwelche Hindernisse für ihn gab. So konnte es auch jetzt gewesen sein.

Margot wurde davon überrascht, als ich sie in die Höhe zerrte. Mit der rechten Hand wollte sie sich an meiner Schulter festklammern, aber ich war bereits dabei, sie auf den Bauch zu drehen, und damit hatte ich genau das Richtige getan.

Auf ihrem Rücken hatte die Kostümjacke ein Loch bekommen. Nicht nur sie, auch die Bluse und die Haut waren in Mitleidenschaft gezogen worden.

Er hatte sie reingelegt, und nicht nur sie, sondern auch mich. Dr. Sensenmann war es gelungen, rechtzeitig genug zu verschwinden. Er war ein Geist. Es gab keine Hindernisse mehr für ihn, und er war

durch den Fußboden gedrungen, um der Frau das Serum zu spritzen. Das befand sich in ihr, zumindest ein Teil davon, und sie würde, wenn er es wollte, den gleichen Weg gehen wie Dr. Sloane oder Mickey Ferrano.

Ich war in Schweiß gebadet. Trotzdem fror ich und schüttelte mich, als könnte ich dies alles abwenden.

Wichtig war die Frau. Ich wollte nicht, daß sie das gleiche Schicksal erlitt wie Ferrano.

Wie sollte ich sie davor bewahren?

Durch das Kreuz? Durch seine mächtige Kraft, die mir viele Steine aus dem Weg geräumt hatte, aber letztendlich kein Allheilmittel war. Auf der anderen Seite wollte ich sie auch nicht töten, denn ich wußte nicht, ob die mächtige Kraft des Kreuzes sie nicht zerstörte, jetzt, wo der dämonische Keim in ihr steckte.

Ich blickte über die Schulter zurück.

Niemand hielt sich hinter mir auf.

Wieder kümmerte ich mich um Margot Fillmore. Sie war nicht bewußtlos oder ohnmächtig geworden, sie lag noch immer auf dem Bauch, und der Atem floß über ihre Lippen.

Ich drehte sie jetzt vorsichtiger herum. Dabei stöhnte sie leicht auf und wieder rückte ich ihre Brille zurecht, damit sie mich anschauen und erkennen konnte.

»Margot!« flüsterte ich. »Wie geht es Ihnen?«

Hinter den Gläsern bewegten sich ihre Augen. Mir schien es, als hätte sie Mühe, sich auch nur für Sekunden zu konzentrieren, dann sie fing an zu zittern.

»Bitte, Margot…«

Dann hob sie ihren Arm an und streckte ihn aus, weil ihre Hand nach meiner suchte. Wenig später umklammerte sie mein rechtes Gelenk, und ihre Finger waren dabei kalt wie die eines Toten. »Er hat mich erwischt, John Sinclair. Er hat mich trotzdem erwischt! Ich - ich habe ihn gespürt, wie er durchkam. Die Spitze war plötzlich da. Er stach sie in meinen Rücken. Ich konnte ihn nicht sehen. Es war so schlimm. In meinem Körper - da ist das Feuer. Es brennt, es lodert. Ich werde vergehen. Ich spüre den Tod, der so kalt kommt, obwohl er heiß ist.«

»Sie werden nicht sterben!«

»Doch, das Serum. Es breitet sich aus. Es sind fremde Gedanken in mir. Ich wehre mich dagegen, aber ich kann es nicht. Etwas hat von mir Besitz ergriffen. Es ist anders als das, was ich bisher gekannt habe. Es ist die mörderische Kraft der anderen, der Dämonen. Darüber habt ihr doch gesprochen, oder nicht?«

»Ja.«

»Auch über Gene.«

»Sicher.«

»Jetzt habe ich sie in mir!«

Dämonische Gene, verdammt noch mal! So weit hatte es nicht kommen sollen. Dieses verfluchte Gespenst durfte nicht mehr länger in unserer Welt umherwandeln. Ich mußte versuchen, ihm zuerst eine Niederlage beizubringen und ihn dann vernichten.

Margot Fillmore war wichtiger! Ich war jetzt auch bereit, das Risiko mit dem Kreuz einzugehen.

Ich holte es hervor. »Margot«, sagte ich mit leiser Stimme. »Es ist ein Experiment, und ich weiß nicht, ob es gut abläuft. Es ist jedoch unsere einzige Chance, die wir haben. Wollen Sie das Risiko eingehen?«

Sie hatte jetzt Mühe, eine Frage zu stellen. »Welches Risiko denn? Welches?«

Ich zeigte ihr das Kreuz und ließ es dabei vor ihrem Gesicht baumeln, so daß sie es sehen konnte.

»Damit?« keuchte sie.

»Ja. Fürchten Sie sich davor?«

»Ich weiß es nicht. Ich spüre, daß ich irgendwie nicht dazugehöre, und ich komme mir vor, als würde ich auf einer anderen Seite stehen, Mr. Sinclair.«

»Es ist trotz allem eine Chance!«

»Gut, gut!« keuchte sie. »Bevor ich verbrenne oder vergehe, versuchen Sie es!«

»Okay.« Ich ließ das Kreuz nach unten sinken, um es auf ihre Stirn zu legen, aber auf halbem Weg stoppte mich die Stimme in meinem Gehirn.

»Laß es, John? Laß es sein! Darauf wartet er nur!«

Diesmal hatte nicht Dr. Sensenmann gesprochen, sondern Mickey Ferrano.

Ich drehte mich um.

Mickey Ferrano stand so vor mir, wie ich ihn auch in meinem Rover hatte sitzen sehen.

Existent, aber feinstofflich…

***

In diesem Augenblick war ich sehr unsicher. Sollte ich ihm glauben, oder sollte ich auf die reinigenden Kräfte meines Kreuzes vertrauen, die natürlich auch zum Tod eines besessenen Menschen führen konnten. Das lag alles im Bereich des Möglichen.

Ich kniete so, daß ich Margot und auch Ferrano im Auge behalten konnte. Beide waren durch das dämonische Serum verändert worden. Er stärker als sie, denn in seinem Körper hatte es sich schon länger austoben können, und im Leib des Arztes am allerlängsten. Vielleicht erschien er deshalb als Skelett.

Mickey Ferrano bemerkte meine Unsicherheit, und er wollte mich

unterstützen. »Du mußt mir vertrauen, du mußt zuerst ihn vernichten. Erst ihn!«

»Ja, das weiß ich«, gab ich flüsternd zurück und stand dabei auf. »Aber er ist geflohen, verschwunden. Er hat sich zurückgezogen, und ich habe keine Chance, ihn zu finden.«

»Er kommt noch.«

»Warum sollte er das?«

»Weil es dich gibt.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich bin nicht tot, ich bin auch nicht lebendig. Ich schwebe zwischen den beiden Polen. Aber ich will nicht so bleiben. Wenn du ihn vernichtest, wird es mir auch bessergehen, glaube es. Warte auf ihn. Er kommt bestimmt, bestimmt…«

Seine Gestalt zitterte. Sie war dabei, sich aufzulösen, und plötzlich schwamm sie weg.

Zurück blieben Margot Fillmore und ich.

Die Frau litt. Sie lag auf dem Rücken, stöhnte und atmete heftig. Hin und wieder zuckten ihre Finger, als wollte sie sich im Boden festkrallen.

Ich setzte mich in die Hocke und hob ihren Kopf an. Dabei spürte ich, daß ihre Gesichtshaut heiß war, als würde das Blut in den Adern kochen.

»Ich begreife es nicht, John Sinclair. Ich kann es nicht begreifen. In mir geht etwas vor, das ich nicht fasse. Es ist heiß, es wird immer heißer. Es will mich verbrennen, daran glaube ich fest. Es ist keine normale Hitze, wirklich nicht, aber ich kann damit nicht mehr zurechtkommen. Verstehen Sie das?«

»Ja, ich verstehe es.«

»Ich werde sterben!«

»Nein, Margot, das werden Sie nicht.«

»Doch, John, doch, er ist stärker.« Sie faßte mich wieder an, und ihre Haut in der Handfläche schien tatsächlich zu kochen. So heiß war sie geworden.

Mit einer zärtlichen Geste strich ich über ihr Gesicht und spürte dort die gleiche Hitze. Wenn ich ihr jetzt durch meine Worte Trost spendete, würde sie es mir nicht glauben, weil sie ja anders fühlte. Und, verdammt noch mal, sie hatte recht. Ich wußte wirklich nicht, wie ich sie noch retten wollte.

Das Kreuz hatte ich nicht mehr weggesteckt, ich behielt es in der freien Hand, mit der anderen befreite ich ihre Stirn vom Schweiß so gut wie möglich, und auch der fühlte sich warm an, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu kochen.

Mein Lächeln sollte aufmunternd wirken, was bei der Frau jedoch nicht ankam.

Im Gegenteil, ihre Gesicht bekam einen Ausdruck der Panik, mit dem ich nicht zurechtkam.

War es jetzt soweit? Stand sie kurz vor dem Ende? Wenn ja, dann mußte ich es mit dem Kreuz versuchen, auch wenn die Chancen für eine Rettung halbehalbe standen.

»Also gut«, sagte ich zu der liegenden Frau. »Wir werden es jetzt mit einem…«

»Neiiinnn!« Es war ein Schrei. Ich konnte sie auch begreifen. Sie fürchtete sich vor meinem Kreuz, allerdings wunderte ich mich über ihren Blick. Er war nicht auf den Talisman gerichtet, sondern glitt an mir vorbei, und in ihren Augen las ich plötzlich so etwas wie eine gewaltige Warnung.

»Hin…«

Ich verstand.

Es war eine Warnung gewesen, und noch auf der Stelle katapultierte ich mich herum.

Er war da.

Er bewegte sich auf mich zu.

Er befand sich im Sprung, und die verdammte Spritze des Dr. Sensenmann zielte genau auf meine Brust…

***

Wieder einmal wurde mir etwas klar, und dies in einer Zeit, die kaum nachvollziehbar war. Für mich stand fest, daß ich nicht schnell genug sein würde, um der verdammten Nadel zu entgehen. Sie würde sich tief in meinen Körper hineinrammen, egal, wo sie mich erwischte, ob in der Brust, der Schulter oder am Kopf. Das spielte auch bei diesem Serum keine Rolle, denn es würde mir, ebenso wie den anderen, die Hölle bringen.

Ich wunderte mich nur, wieviel einem Menschen in einer so kurzen Zeit durch den Kopf gehen kann, aber ich war auch nicht starr. Ich reagierte instinktiv, und ich rammte dieser geisterhaften Erscheinung meine linke Hand entgegen.

Nicht allein nur die, denn ich hielt etwas umklammert, das plötzlich funkelnd aufstrahlte, als wollte es den verdammten Sensenmann blenden.

Ob ich im Endeffekt meine Hand führte oder ob sie sich auf eine gewisse Art und Weise selbständig gemacht hatte, das bekam ich in der Zeit nicht mit.

Jedenfalls spürte ich den Aufprall und den Druck an meiner linken Hand.

Aber ich merkte auch, daß die verdammte Spitze nicht in der Haut oder den Handballen hineinstach. Sie traf statt dessen auf ein Hindernis, dessen Kraft wie ein gewaltiger Rückstoß wirkte, der Dr.

Sensenmann voll erwischte.

Halb saß ich, halb kniete ich, starrte nach vorn und entdeckte die zuckende Gestalt.

Die Spitze der Nadel hatte den Kontakt mit dem Kreuz bekommen und ihn weitergeleitet. Sie war genau in das Zentrum des Kreuzes hineingefahren, wo sich die beiden Balken trafen, und sie steckte dort tatsächlich fest, als wäre das Metall nur eine weiche Masse.

Das Gerippe wollte oder konnte nicht loslassen. Es tobte, es schrie möglicherweise auch, was ich aber nicht mitbekam. Dafür hing es an meinem Kreuz an der Nadel fest wie ein Gehängter am Galgen. Ich hörte schrille Geräusche um mich herum, aber ich sah auch das Licht, das diese Gestalt einhüllte.

Eine blendende Wolke, in der noch Blitze aufzuckten.

Etwas brannte, aber ich spürte keine Wärme, denn das Feuer war magischer Art. Vielleicht hatte es sich auch nicht in unserer Welt entzündet, sondern mehr in dem Zwischenreich, in das die Stahlen meines Kreuzes gejagt waren.

Wie auch immer. Mein Feind, Dr. Sensenmann, schaffte es nicht. Er stemmte sich zwar gegen die Kraft an, aber er konnte einfach nicht gewinnen. Das Licht war stärker und auch zerstörerischer. Es drang in seine Gestalt, und nicht nur die Kleidung stand in Flammen, auch die Knochen des Gerippes zerstrahlten.

Zugleich entstand ein Sog, den ich nicht mitbekam, der jedoch eine andere Gestalt hervorholte.

Von irgendwoher war Mickey Ferrano wieder in den sichtbaren Bereich hineingeraten, und das im Licht brennende Skelett zog ihn an wie ein Magnet das Eisen.

Es gab keine Chance mehr für beide, denn sie verschmolzen im Licht miteinander. Plötzlich waren sie auch für mich nicht mehr zu unterscheiden. Sie drehten sich um die eigene Achse, sie waren ineinander verklumpt, und sie brannten aus.

Wahnsinn!

Ich schaute gebannt zu. Beide Gestalten hatten längst eine andere Form bekommen. Unterschiede gab es nicht. Was sich da im gleißenden Licht drehte und bewegte, war zu einer grellen Kugel geworden, die letztendlich mit einem gewaltigen Zischen verdampfte.

In diesem Augenblick fiel auch das Licht zusammen. Die Strahlen kehrten aus dieser anderen Welt zurück, wie mir schien. Ich hielt das Kreuz in der Hand und war verdammt froh, daß ich es besaß…

***

Wenig später half ich Dr. Margot Fillmore auf die Beine. Sie konnte stehen, auch wenn sie damit Mühe hatte, aber sie hielt sich auf den Füßen.

Als ich sie abstützen wollte, zuckte sie zusammen.
»Was ist?«
»Nicht schlimm. Die Wunde, der Einstich.«
Den hatte sie zurückbehalten, nur eine schmale Erinnerung an das Grauen. Viel wichtiger war, daß sie lebte, und sie erzählte mir, als wir draußen im Gang auf einer- Bank saßen, daß etwas aus ihrem Körper hinausgedrängt worden war wie eine Schlange. »Es passierte, als das grelle. Licht leuchtete«, fügte sie noch hinzu. Dann lehnte sie sich gegen mich und fragte: »Was ist das nur gewesen, Mr. Sinclair? Was, zum Henker?«
»Ein Phänomen, Mrs. Fillmore.«
Ihr Lachen auf meine Antwort klang etwas bitter. »Ich weiß nicht, ob man es so sehen kann.«
»Warum nicht?«
»Nun…« Sie zögerte etwas. »Phänomene kann man nicht erklären.«
»Stimmt«, gab ich lächelnd zurück. »Können Sie dieses Phänomen denn erklären?«
»Nein.«
»Sehen Sie.«
»Ich nicht, Mr. Sinclair, aber Sie?«
Von der Seite her schaute ich sie schon böse an. »Da liegen Sie aber falsch. Ich kann es mir auch nicht erklären. Nehmen wir es hin, wie wir es gesehen haben. Als ein Phänomen.«
Sie nickte. »Wenn es uns dann bessergeht, okay.«
Es ging uns besser, davon war ich überzeugt. Ich war mehr als froh darüber, daß dieses verdammte Serum im strahlenden Licht meines Kreuzes ebenfalls vergangen war. Hoffentlich gab es in der nahen Zukunft keinen mehr, der sich mit derartig gefährlichen Experimenten beschäftigte…

ENDE